

# Berlin und Wien.



Ein Skizzenbuch

von

Heinrich Pröhle.



Berlin.

Franz Duncker.

(W. Besser's Verlagsbuchhandlung.)

1850.

**Ratsbibliothek**  
**Fachabt. der Berliner Stadtbibliothek**

Druck von **Gustav Schade** in Berlin,  
Oranienburgerstr. 27.

# Berthold Auerbach,

in lebhafter Erinnerung

an den in Oesterreich gemeinsam verlebten Herbst des  
Jahres 1848,

g e w i d m e t.



## V o r w o r t.

---

Wenn Alles, was der Mensch in That und Wort auf den Markt der Oeffentlichkeit bringt, etwas Ganzes und in sich Abgeschlossenes sein soll, so dürfte strenggenommen die nachfolgende Schrift nicht an's Licht treten. Zwar der Zeitraum, den diese Bilder umfassen, vom März des Jahres 1848 bis etwa zum Beginn des Erfurter Parlaments, möchte wohl in seinem Verlauf zu einem ziemlichen Abschlusse gelangt und als ein politisches Ganzes zu betrachten sein. Aber man müßte Argusaugen haben, um in einer Schrift, wie die vorliegende, welche Erinnerungen bringt, die sich wesentlich auf eigene Wahrnehmungen gründen, einen Zeitabschnitt auch wirklich so darzustellen, daß der Leser mehr als Stückwerk vor sich hat.

Wie leicht es gewesen wäre, mit Benutzung fremder Aufzeichnungen in Zeitblättern und Büchern

die Lücken in der von mir gegebenen Darstellung auszufüllen, liegt auf der Hand. Aber ich würde, hätte ich diesen Ausweg ergriffen, halb Geschichtsschreibung und halb den schlichten Bericht eines Augenzeugen geboten haben, und auch daraus wäre kein Ganzes geworden. Dennoch aber mindestens hätte ich dafür gesorgt, daß wenigstens die Hauptmomente in der Geschichte dieser denkwürdigen zwei Jahre, auch da, wo ich nicht unter den Augenzeugen war, gehörig hervorgehoben wären, wäre nicht dieser Zeitabschnitt an Ereignissen so reich und der doppelte Schauplatz, auf den der Titel dieser Schrift hindeutet, von so ungeheurem Umfang, daß auch meiner Darstellung in diesem Falle mindestens schon der doppelte Umfang hätte vorgesteckt und ihr Erscheinen in eine Zeit, von der wir augenblicklich nichts wissen, als daß noch immer der Zipfel des drohenden Kriegsmantels hineinhängt, hinausgeschoben werden müssen. — So bleibt mir nichts übrig als die nachfolgenden Schilderungen so, wie sie hier vorliegen, der Nachsicht des Lesers zu empfehlen.

Geschrieben am 12. Mai 1850.

# Inhalt.

---

Seite

## 1. Märzrevolution.

Die Kunde von derselben in der Provinz. Falsche Gerüchte und deren Wirkungen. Die Fahrt nach Berlin. Auf dem Magdeburger Bahnhofe. Der lange Communist. Eine Schulzenversammlung. Scene in Burg. Brandenburg. Gedanken über die Mühle bei Sansjoui. Der Müller Arnold. Die Burschenschaftler und die Barrikaden. Physiognomie Berlins während der Revolution. Die ersten Sitzungen des politischen Clubs, Karl Guzkow, Arnold Ruge, Jung, Gustav Julius. Scene im Schloß am 21. März. Der König am Abende desselben Tages. Deputation der Halberstädter bei Borstig. Thränen eines alten Landstandes auf dem Polizeibureau über die gefallenen Berliner Brüder. — Begräbniß derselben im Friedrichshain . . . 1

## 2. Eine vormärzliche Pensionärin.

(Erzählung.) . . . . . 23

## 3. In der preussischen Nationalversammlung.

Eine sehr unlogische Eintheilung derselben in den Grafen Reichenbach, die Linke, die Stenographen und die Minister. Phantasien eines Bauern auf

der Linken. „Die Linke, die Linke!“ Die Rechte.  
Das Centrum: Rodbertus, v. Unruh, v. Berg,  
Uhlich, Parrifius, Blöm. — Johann Jacobi. . . 35

#### 4. Aus meinem Tagebuche.

Ein Spaziergang nach Charlottenburg. Die Berliner Plakate. Der Lindenclub und die Rede eines Rheinländers in demselben. Volk und Soldat. Berliner Volksredner. Nees v. Gjebeck, Schramm, Edgar Bauer. Held. Karbe und der Lindenmüller. Der constitutionelle und der demokratische Club. . . 42

#### 5. In Wien.

Betrachtungen über die Oktoberrevolution. Charakter der Wiener Anarchie. Das junge Oesterreich. J. Kaufmann. Persönlichkeiten des österreichischen Reichstags. Fischhoff. Vater Fuster. Werauf die Allmacht der Studenten beruhte. Plakate. Scene in der Frühe der Oktobermorgen. „Gossenzeitung! Gossenzeitung!“ Die Revolution und die Donau. . . . . 62

#### 6. Eine Erinnerung an Robert Blum und Zellinek.

Robert Blum in einer Wiener Gesellschaft. Seine Meinung über Revolutionen. Eindruck seiner Todesnachricht auf die Deutschgesinnten in Wien. J. A. Becher. Hermann Zellinek's Charakter und Ende. . . . . 78

#### 7. Wiener Volksbühne.

Freiheitsfinn der Wiener Pöffe. Ein Blick auf den Prater. Das Karlstheater in der Leopoldstadt. Director Karl, ein „Moann bei der Stoadt.“ Nestroy und seine Lebensweisheit. Der Schauspie-

ler Scholz. Raimund, ein Freiheitsapostel für  
 Altösterreich. Seine Moral, seine Philosophie und  
 der Kaiser. . . . . 88

### 8. Berlin im Frühjahr 1849.

Zusammentreten der Kammern. Physiognomie der  
 Stadt am 26. Februar. Lindenclub zwischen vier  
 Wänden. Osterreich in Sammet und Osterreichhüchchen  
 auf dem Neste, oder die conservative Osterreichpredigt  
 eines Zuckerbäckers. „Marsch, marsch vor die  
 Ausweisungscommission!“ Der politische Flücht-  
 ling und der Constantinopel gescholtene Nachtwäch-  
 ter Kopenhagen. . . . . 100

### 9. Persönlichkeiten der zum 26. Februar 1849 einberufenen zweiten Kammer.

Vergleichung dieser Versammlung mit den Parla-  
 menten des Jahres 1848. Schaffranek. — v. Berg.  
 v. Kirchmann. — Thiel's stillvergnügte Par-  
 lamentsreden. — Dierschke. Der alte Herr Esser.  
 — Waldeck. Gottfried Kinkel. Karl Grün. —  
 Graf Schwerin, Herr v. Bodelschwingh, Graf  
 Renard, Graf Zietzen. — Der Freiherr v. Vincke.  
 Hermann Immermann. . . . . 106

### 10. Preussische Feste.

Das Fest in Livoli im August 1849. — Das Erin-  
 nerungsfest in Großbeeren am 23. August. Be-  
 trachtungen über Soldatenloos. Die Soldaten des  
 siebenjährigen Krieges, die Invaliden aus dem Be-  
 freiungskriege. Die Bauern von Rirdorf, Tempel-  
 hof, Selchow und Teltow. Die Malmene'schen  
 Knaben. Kurze pädagogische Betrachtung — Die  
 Rückkehr der Landwehr aus Baden und ihr fest-

licher Empfang. Der Treubund. Die Berliner Schützengilde und eine geheime Barrikade. — Der Geburtstag des Königs. Die Akademie. Die Professoren der Beredsamkeit: Lobeck, Meier, Böckh. — Die Einweihung des Friedrich Wilhelm III. im Thiergarten gesetzten Denkmals am 19. Oktober 1849. Der Bildhauer Drake und die Geschichte des Denkmals Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. . . . . 118

## 11. Parlamentarisches Stillleben in Berlin.

Die am 7. August 1849 zusammengetretenen Kammern. Erste Kammer. Der Eingang zur zweiten Kammer. Die Constablerwachen. Die Restauration und die halbofficielle Flasche Madera. — Eintritt in die Versammlung. Der Präsident Schwerin. Die Exminister v. Auerwald und Kühlwetter. — Vicepräsident Simson. v. Beckerath, Camphausen, Beseler, M. Duncker. Graf Dyhrn, der schlesische Vincke. Wenzel von Ratibor. Friedrich Harfort. — Keller. Der Rittmeister Schimmel und der General Reyher. Obrist v. Griesheim. Graf Arnim-Boysenburg. Herr v. Bismark-Schönhausen. Herr v. Kleist-Neckow. Landfermann. . . . . 151

## 12. Berlin und Wien.

(Eine Parallele.) . . . . . 173

# 1.

## Märzrevolution.

---

Als unser großer Dichter die inhaltschweren Worte sprach:

„Wie man den König an dem Uebermaß  
Der Gaben kennt (denn ihm muß wenig scheinen,  
Was Tausenden schon Reichthum ist), so kennt  
Man Euch, Ihr Götter, an gesparten, lang  
Und weise zubereiteten Geschenken —“

hatte er bei den ersten der angeführten Zeilen, wie es seiner ganzen Natur nach auch nicht anders zu erwarten ist, gewiß mehr das mäcenatische Wirken fürstlicher Personen im Privatverkehr mit Gelehrten, Künstlern und Dichtern, mit Günstlingen und hülfsbedürftigen Privatpersonen aller Art im Auge, als ihr Wirken in der eigentlichen Sphäre ihres Berufes, im weiteren Kreise des öffentlichen, politischen Lebens. Denn wenn wir

von Kaiser Joseph absehen, der die Sonne der Freiheit so kühn und rasch über zum Theil noch wüste und unangebaute Länderstrecken heraufführen wollte, so könnten wir eben nicht sagen, daß in der neuern Geschichte den Völkern gegenüber die Könige der Erde an dem Uebermaß der Gaben kenntlich sind. Und so scheint es auch den lang gesparten Geschenken, welche jetzt von der Geschichte vertheilt sind, leider an der Weisheit der Zubereitung zu fehlen, deren der Dichter gedenkt, und vergebens suchen wir darin die ruhig waltende Hand der Götter zu erkennen. Das verhängnißvolle: Zu spät! mit dem Gesolge seiner Revolutionen hat sie verschweicht.

Wie spät aber auch die Zeit der Entscheidung über die Geschicke der Völker kam, immer fand sie noch Manchen unvorbereitet. Schaarenweise trieb sie die Reihen der Reaction vor sich her, von Louis Philipp bis herab zu dem Sohne des alten Herrn von Kamph, der in Magdeburg die Stelle eines Polizeidirektors bekleidete. Welche Genugthuung nicht bloß für das französische Volk, auch für den alten Arndt am Rhein, und auch für manchen Verbannten, der heimathlos in der Fremde irrte! Bald feierte die Freiheit ihre Triumphe überall, auch in Deutschland. Nicht genug, daß im théâtre de la république zu Paris die Rachel eine tricolore Fahne

schwangen, sich vor ihr auf ein Kniee niederlassen und sie bei den Worten der Marseillaise: »liberté, liberté chérie!« leidenschaftlich vor allem Volk an die Brust drücken durfte; nicht genug, daß wir staunend in Deutschland von einem Festzuge lasen, der sich in Paris unter der schwarzrothgoldenen Fahne in Bewegung gesetzt hatte, um die Mitglieder der provisorischen Regierung zu begrüßen, nachdem man früher schon vergeblich versucht hatte, sie in Rom unter den Augen des heiligen Vaters aufzupflanzen; bald sollte sie, die kurze Zeit vorher in Italien aus diplomatischen Rücksichten auf die Zerstückelung Deutschlands noch zu Boden gesenkt werden mußte, als alle Fremde ihre Fahnen zum Capitol hinantrugen, — bald sollte sie mitten unter uns sein, und eines Morgens wehte sie vom Bundespalaste in Frankfurt am Main. Auch in Preußen zeigte sie sich bald. Halle'sche Studenten kamen mit ihr auf der Eisenbahn nach Berlin gezogen, als es hier unruhig wurde. Als die Revolution beendet war, wehten solche Fahnen aus allen Häusern, ein seltsam bunter Anblick, bei dem gar Manchem, welcher damals die Stadt betrat, das Wort eingefallen sein mag: was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle. Es war auch hier lange gesparrt und doch am

Ende — wer wüßte das jetzt nicht? — nichts weise zubereitet. Die Göttin der deutschen Einheit erkannte man nicht in den Wäldern von festlichen Standarten auf den Straßen der Hauptstadt. Dagegen sah man den König tiefgebeugt durch die Gassen ziehen und hörte ihn seine Erklärung, sich an die Spitze des deutschen Vaterlandes stellen zu wollen, abgeben, welche in Süddeutschland mit so großem Hohne zurückgewiesen wurde. Preußen hätte Oesterreich nicht vorangehen lassen dürfen in der Anbahnung der nothwendigen Staatsveränderungen. In Preußen hätte ferner nicht das Blut der Berliner vergossen werden dürfen. Preußen nennt sich ja so gern den intelligentesten Staat Deutschlands; in Preußen wenigstens, sollte man meinen, hätte wohl alles auf dem Wege friedlicher Reform zwischen dem Volke und einem geistvollen Monarchen, dem Nachfolger Friedrichs des Großen, ausgemacht werden können. Nachdem in Wien die Revolution ausgebrochen war, konnte sie freilich, so scheint es uns, in Berlin kaum noch vermieden werden. Wie in Paris nach dem zu späten Zugeständnisse Louis Philipps, so brachte sie auch hier noch ein Zufall zu Wege. Aber täuschen wir uns darüber nicht; wäre dieser Zufall nicht eingetreten, so wären hundert andere gekommen,

um den Aufstand hervorzurufen. Selbst um Blutbergießen zu hindern, war es zu spät! Die Revolution lag in der Luft, wie später die Cholera.

\* \* \*

Der Schreiber dieser Zeilen befand sich bei dem Ausbruche der Märzrevolution auf dem Lande und begab sich erst zu dem Begräbniße der im Kampfe Gefallenen nach Berlin. — Wenn man den Eindruck schildern könnte, den der Ausbruch der Märzrevolution an verschiedenen Orten in den Provinzen Preußens gemacht hat, und die kleinen Ereignisse, welche sich in den verschiedenen Städten daran knüpften, so würde es sich gewiß zeigen, daß ein solcher Bericht, wäre auch seine historische Bedeutung nur gering, doch eine Menge von piquanten Einzelheiten darböte, wie die Berliner Revolution selbst sie kaum aufzuweisen hat. Ist es doch sogar geschehen, daß man sich auf einem Dorfe während der Märzverwirrung des Schulzen entledigte, den man schon seit längerer Zeit haßte, weil er ein vormärzlicher Liberaler war. — Der Schriftsteller Fraling, welcher zu Nordwalde in Westphalen lebte, hatte Briefe aus Berlin erhalten, worin ihm

seltfamer Weise geschrieben wurde, daß hier der König geflohen und die Republik proclamirt sei. Er soll sich daher in eine benachbarte kleine Stadt begeben und versucht haben, auch dort die Republik zu proclamiren. In dieser Stadt aber wußte man noch nicht einmal etwas von der Märzrevolution, und so nahm man ihn ohne Weiteres fest. Die Nachricht von dem Ausbruche der Revolution langte erst an mit der Nachricht von ihrer Beendigung; man hatte also auch keine Veranlassung, ihn wieder loszulassen, und da durch ein seltsames Zusammentreffen von Umständen keine Amnestie auf ihn anwendbar war, so mußte er das ganze Jahr 1848 im Kerker zubringen und befindet sich vielleicht noch heute in demselben.

Die Nachricht, daß der König von Preußen die Flucht ergriffen habe, blieb auch da, wo der Schreiber dieser Zeilen sich um jene Zeit befand, nicht aus. Und obgleich man dieses Gerücht ziemlich allgemein glaubte, so ging doch in dem Dorfe Alles ruhig seinen Gang fort. Was mich betraf, so beschloß ich, obgleich ich die Möglichkeit bestritt, daß die Nachricht wahr sein könne, doch nach Lische zur nächsten Eisenbahnstation zu gehen, um mich bei den von Berlin kommenden Reisenden genau zu erkundigen, ob ich mich in

einer Republik oder in einem monarchischen Staate befände. — Als ich durch die frühlingsgrünen Saaten ging, glänzte weithin am Himmel ein herrliches, reines Blau, eine Lerche sang, Pflüger zogen in ihren Furchen daher, auch hier in Felde ging wie im Dorfe Alles seinen gewöhnlichen Gang, was mich beinahe wunderte, denn es war mir, als müsse die Natur selber an der großen geschichtlichen Revolution Antheil nehmen. An diesen Nachmittag habe ich später oft gedacht, besonders wenn ich die akademischen Legionaire während der Oktoberrevolution in Wien auf Zuzug und Hülfe vom Lande warten sah. „Die Pflüger — dachte ich dann — werden nicht kommen, sie gehen draußen ruhig und schwerfällig in den Furchen einher, die ihr Pflug vor ihnen herzieht, die Hirten hüten ihre Heerden, die Winzer keltern ihre Trauben. Wenn Ihr später Euch kämpfend auf die ungarischen Haiden zurückgezogen habt, werden sie noch immer die Saatkörner auf ihre Felder ausstreuen; sie dienen einem andern Gotte als Ihr, Ihr seid die Priester des Neuen, sie sind die Priester des ruhigen Herkommens, darum werden sie nie zu Euch kommen und Ihr nie zu ihnen, — es ist die Geschichte vom Fichtenbaum und von der Palme, die Heine so rührend besungen hat.“ —

Zum Begräbniſſe der Märzkämpfer beſchloß ich, wie ſchon bemerkt, mich nach Berlin zu begeben, und ich hatte, wenigſtens von Magdeburg aus, Tausende von Begleitern. Auf dem dortigen Bahnhofe war am Dienſtage, den 21. März, beim Abgang der Berliner Züge ein ſehr reges Leben. Unter der Menge aber befanden ſich ſichtlich Viele, welche in der Vorausſetzung reiſten, daß die Revolution noch nicht vorüber ſei. An der Gaſt, mit der ſie ihnen biſher unbekannte Perſonen anredeten, und mit denen, welche ſie günſtig geſtimmt fanden, in Gruppen zuſammentraten, waren ſie leicht kenntlich. Die lange dürre Geſtalt eines Communisten prägte ſich mir ſehr tief ein. Sein Anzug war, bis auf die Militairmüze, welche den Landwehrmann in ihm verrieth, ſehr abgetragen und luſtig. „Was wiſſen Sie von Anneck und Willich?“ fragte er mich in zutraulichem Tone, nachdem ich ihm auf ſeine erſte Anrede, die einen gleichgültigen Gegenſtand betraf, höflich geantwortet hatte. Bei dem Begräbniſſe in Berlin ſah ich den Mann wieder. Er ſtand mit drei Schneidern zuſammen, die faſt noch dürreter waren als er, trug ein ſchwarzes Leibröckchen, einen thurmhothen ſchwarzen Filzhut, ein breites ſchwarz=roth=goldnes Band über der Bruſt und einen Degen an der Seite.

Im Fluge führte uns der Dampfwagen durch einen Theil der Provinz Sachsen. Hier hatte ich hinlängliche Gelegenheit, die Stimmung ihrer vornehmeren Bewohner kennen zu lernen, nachdem ich schon früher auf dem Lande Gelegenheit gehabt, einer Schulzenversammlung beizuwohnen, an der die Einwirkungen der französischen Revolution nicht zu verkennen waren. Mit einigen andern Fremden dort eingeführt, ward ich vom Vorsitzenden mit der Erklärung empfangen, daß man hier „nichts desto weniger“ eine Revolution wolle. Zwar wollte er eigentlich sagen: man wolle nichts weniger als eine Revolution. Doch bewiesen die Worte „Menschenrechte“ und „Ackerbuproletariat,“ welche von uns gehört wurden, daß unter den Anwesenden sich Männer befanden, denen zum Mindesten die Ideen nicht unbekannt waren, von denen Revolutionen auszugehen pflegen. Was die Versammlung verstand, wurde ohne Ausnahme in eine Petition an den König aufgenommen, zu deren Berathung man beisammen war; was sie nicht verstand, wurde rund abgeschlagen. Ohne Widerrede wurde der Antrag auf Gestattung der Ehen zwischen Juden und Christen aufgenommen, denn das verlangten die „Menschenrechte;“ abgeschlagen wurde die Trennung der Schule von der Kirche, weil

der Barbier, der sie beantragte, sie nicht deutlich zu machen verstand. Allgemeiner Freudenjubel, als die Bitte um „Vermehrung der Aufklärung auf dem Lande von Staatswegen“ vorgeschlagen wurde. — Während einer Pause ging durch das ganze Haus, in dem die Versammlung gehalten wurde, ein dumpfes Geseumm und Gemurmel von „Punkten,“ worunter man vorzugsweise eine Reihe speciell sich auf den Bauernstand beziehender Punkte verstand. Sie hätten Punkte, sagte mir Einer, mit demselben freudestrahlenden Gesichte, mit dem ein flotter Bursch' sein „Freiheit, die ich meine,“ oder der Franzose sein „Allons enfans“ singt. Die Punkte waren indessen nicht unbillig. „Abschaffung der Jagd ohne alle Entschädigung“ war der radicalste darunter. Ein Bauer war damit noch nicht zufrieden, er verlangte „Freie Abschaffung der Jagd ohne alle Entschädigung.“ So süß klang auch schon diesen Bauern selbst der bloße Name der Freiheit, und wem fielen dabei nicht des armen Lenau Worte ein:

O ernste Lieb' zur Freiheit, schönes Werben,  
Wenn ihre Spur genügt, dafür zu sterben!

Doch zurück zu unserm Wagen auf der Potsdam-Magdeburger Bahn und der Gesellschaft in demselben. Einer der Passagiere haranguirte halb im Scherze,

halb im Ernst fast auf jeder Station das an der Bahn arbeitende Proletariat. In Burg fragte er dasselbe ganz familiär aus dem Wagen heraus: Ob denn Niemand hier sei, dem man wohl die Fenster einwerfen möge. Die Leute hielten in ihrer Arbeit inne und sahen eine Weile nach.

„Wie steht's mit dem Magistrat und den Stadtverordneten?“ examinierte der Revolutionsreisende weiter. — „Alles gut. Nur die Fabrikanten“ — nahm endlich einer der Arbeiter das Wort.

Jetzt war es an dem Fragenden zu stutzen, der zwar kein Fabrikant, wohl aber der zukünftige Erbe reicher Grundstücke war. Indessen setzte sich eben der Zug wieder in Bewegung und er hatte kaum noch Zeit, den Proletariern ein Geldstück zuzuworfen.

Auch von einer Station zur andern fehlte es keineswegs an Unterhaltung. So lange die Deutschen auf Reisen durch so vieler Herren Länder kommen, werden immer die deutschen Fürsten ihr liebstes Reisegespräch sein. Besonders ein kleines Ländchen, das hier in der Nähe lag und dessen Herzoge eine vormundschaftliche Regierung zur Seite stehen soll, und die Art und Weise seiner Betheiligung an den Zeitbewegungen wurde hier vielfach besprochen. Dies Länd-

chen befindet sich unter seiner Regierung außerordentlich wohl und man erzählte sich, daß der Herzog eines Tages ganz unwillig gesagt habe: Haben denn meine Unterthanen gar nichts zu wünschen? Andere wollten sogar wissen, er habe — in ganz entgegengesetztem Sinne, wie früher Preußen wohl von der Ruhe seiner Bürger sprach, — ausgerufen: Ueberall ist Revolution, nur bei mir nicht!\*) Darauf habe die Regierung schleunigst ihre Beamten aufgebeten, um alle etwaigen Beschwerden der Bewohner der schönen Landschaft zu ihrer Kenntniß zu bringen. Ja, man wollte wissen: die Regierung habe Spione ausgesandt, und wenn man an einem öffentlichen Orte bei einer Tasse Kaffee nur einen Wunsch ausspreche, so erhalte sie sofort Kunde davon und am nächsten Morgen schon komme Einem der Landbote in's Haus und bringe schwarz auf weiß die Gewährung des Wunsches im Amtsblatte.

In der Mark fesselte zuerst das alterthümliche Brandenburg unsere Aufmerksamkeit. Auch an Potsdam fuhren wir nur im Fluge vorbei. Mehr als der Anblick des schönen See's beschäftigte mich diesmal das

---

\*) Sie hat sich, wengleich erst ein Jahr später, doch auch dort gemeldet.

Schloß Sanssouci, das auf der entgegengesetzten Seite der Stadt sich erhob. Dort hatte Friedrich der Große gewaltet, dessen Thron in diesem Augenblicke einen so harten Stoß erlitten. Wie Mancher mochte jetzt vielleicht an dem hochragenden Schlosse des Weisen von Sanssouci vorbeireisen, der gleich dem langen Communisten in der Hauptstadt der Hohenzollern irgend welche Systeme jetzt realisirt zu sehen hoffte! Wie manchen Republikaner führte dieser Zug wohl nach Berlin! Ich wurde sehr still, als wir an Potsdam vorüberfuhren, denn ich dachte an die Hinfälligkeit aller irdischen Größe. Die Mühle neben dem Schlosse Sanssouci drehte ihre Flügel im Winde. Ich sah den alten Müller Arnold leibhaftig vor mir, wie er zu Friedrich dem Großen, der seine Mühle, welche ihm die Aussicht von Sanssouci versperrte, wollte wegreißen lassen, sagte: „Da müßte det Kammergericht in Berlin nich sind,“ ich sah ihn seine Mühle auf Kind und Kindeskind vererben, wie sein Nachbar, der alte Fritz, sein Königreich auf seine Nachfolger vererbte. Langsam und träge drehte die Mühle ihre Flügel im Winde herum, sie schien müde geworden zu sein, wie das Königthum nebenan. Was würden der alte Müller Arnold und sein königlicher Widerpart in dem berühmten Prozesse

sagen, wenn sie von ihrem märkischen Hügel herab einen Blick auf die Gegenwart werfen könnten!

Aber das „Kammergericht!“ Es war eine traurige Zeit in Preußen, wo man nicht mehr freudig mit dem Müller Arnold zum Königthume sagen konnte: da müßte das Kammergericht nicht sein. Und die Demagogen z. B. konnten es nicht! — Welchen Sieg hatten diese jetzt errungen! Noch waren nicht drei Jahre verflossen, seit ich von der Universität Halle nach Berlin kam, wo man nach einem Stückchen schwarz-roth-goldnen Bandes meine Wohnung durchsucht hatte. Man fand es nicht, aber ich will es jetzt nur gestehen: ich hätte es damals gern gehabt. Jetzt bewunderte ich die Männer, welche diese Farben so tapfer an den Hüften herumtragen mochten, und als ein Freund mir vor dem Leichenbegängnisse eine schwarz-roth-goldne Kokarde gab, steckte ich sie in die Tasche und dachte: „des Lebens Lenz blüht einmal und nicht wieder.“

Wie hatte sich Berlin, wie hatte sich Preußen seit einem Jahr verändert! Denn von Preußens früherer Zeit will ich nicht reden, wenn gleich mir bei dem Anblicke der Barrikaden in den Straßen der Stadt fortwährend ein Lied in den Ohren klang, das 1830 in

den preußischen Dorfschulen gesungen wurde. Es begann:

Das Meer umher geht hoch und wild,  
 Gepeitscht vom Sturm, der heult und brüllt;  
 Die Schifflein d'rauf sie wanken und schwanken  
 Und stürzen zusammen  
 Mit brechenden Planken.

Und mitten in des Meer's Gebrüll  
 Seh ich ein Schiff, das steht so still (!);  
 So still und ruhig beim Schlage der Wellen,  
 Als wär's ein Felsen,  
 An dem sie zerschellen!

Dieses stillstehende (!) Schiff, so jubelte das Volks-  
 lied weiter,

das ist mein Preußenland,  
 Mit wackern Preußen ist's bemannt . . .

Doch genug von diesen Erinnerungen. Gewiß, die  
 Bravour dieser stillen Preußen war eine andere als die  
 der Barrikadenkämpfer, welche an dem Tage meiner  
 Ankunft in Berlin selbst vom Könige anerkannt war.  
 — Die Berliner waren sehr ernst geworden, wozu of-  
 fenbar eine Kette großer Ereignisse, welche in letzter  
 Zeit dort geschehen waren und ohne welche die Revo-  
 lution nicht möglich gewesen wäre, das ihrige beige-

tragen hatte. Der Landtag hatte sich versammelt, die Polen hatten vor Gericht gestanden. In den Straßen der Stadt wogte politisches Leben auf und ab und die Wellen des deutschen Volkslebens hatten für den Augenblick wenigstens jenes armselige Berlinerthum hinweggespült, welches früher diese Straßen inne hatte. Wo warst Du geblieben, armer verwirrter Wanderer, der Du früher von Morgens früh bis spät in die Nacht in den Gassen der Hauptstadt umherranntest, den schweren Knotenstock auf die Kinnsteine stießest und Dir einbildetest, draußen, weit, weit von Berlin im Freien und im Gebirge umherzuwandern? Oft hatte ich in meiner Stube Deine Wanderlieder vernommen, wenn der Regen an die Fensterscheiben klatschte; aber jetzt, im Sonnenscheine der Revolution, sah ich keine Spur von Dir. Hatten Dich die Kanonen aus Deinem stillen Traume von den Alpen geweckt, in denen Du zu wandern glaubtest, wie sie von jenem Achtziger den Traum des Lebens hinwegnahmen, der bei dem ersten Schusse, von dem nicht sein Herz, sondern nur sein Ohr getroffen wurde, gleich einer reifen Frucht zu Boden fiel und sich nicht wieder erhob?

Noch am Tage meiner Ankunft in Berlin wohnte ich einer Versammlung bei, aus der sich in den näch-

sten Tagen der politische Club, der Vater aller politischen Vereine Berlins, bildete. Eine eigenthümliche Erscheinung war in dieser Versammlung Karl Gutzkow. Dieses Mitglied des ehemaligen jungen Deutschland trat etwa um die Zeit, wo das Theater aus zu sein pflegt, in Tracht und Glacehandschuhen in die bereits vollzählige Versammlung, deren Redner fast noch sämmtlich heiser waren, weil sie in dem Tumulte der nächtlichen Barrikadenkämpfe commandirt hatten. Dem eleganten Autor, der sein Auftreten damit erklärte, daß er in dem Gasthose, wo man sich befand, wohne und nach Hause kommend sie hier vorfinde (es war im Speisesaale) machten die Barrikadenkämpfer ehrerbietig Platz, indem sie sich mit Verwunderung seinen Namen zuflüsterten. Er lehnte es ab von dem Tische aus, an dem der Präsident stand zu reden, sprach vielmehr in maßvoller Rede, den Hut in der Hand, gerade aus der Mitte des Saales und nannte die Revolution „nicht eigentlich eine Revolution, aber doch eine moralische Revolution,“ was bei den Barrikadenkämpfern, die sich nicht für die bloße Moral geplagt haben wollten, ein Murren erregte. Mein Nachbar flüsterte mir zu, Gutzkow, der in diesen Tagen wiederholt in aufgeregte Volksmassen getreten war und ihren unförmlichen Bestrebun-

gen Form und ein gewisses ästhetisches Maß zu geben gesucht hatte, wolle ein deutscher Lamartine werden. Wenn Gugkow in diesem Club sich aber doch nicht so recht zu Hause fühlte \*), so befand sich dagegen Arnold Ruge offenbar im Fahrwasser, als er am nächstfolgenden Abende, vor Kurzem erst von Leipzig angekommen, dort eintrat. Er beklagte sich, daß unsere Schriftsteller nicht unter Pressfreiheit zu schreiben verständen und schien noch immer von der in vormärzlicher Zeit so beliebten Ansicht auszugehen, daß die Presse dem Volke nun ganz ungeheure Dinge zu sagen haben müsse. Von den Berichten über die Märzrevolution, sagte er, habe ihn keiner befriedigt, deshalb habe er mehrere nur für ihn bestimmte Briefe seines Bruders über dieselbe als Flugschrift zusammen drucken lassen, und diese hätten das Leipziger Publikum gepackt und seien in vielen tausend Exemplaren verkauft. Diesen seinen Bruder hatte er der Versammlung mitgebracht und mit Neugier betrachtete ich ihn gleichsam als den

---

\*) Die obigen Worte über Gugkows Auftreten in diesem Club waren so eben geschrieben, als mir in der Bessischen Zeitung vom 3. März 1850 dessen Erklärung über seinen damaligen Aufenthalt in Berlin, auf welche ich hiermit verweise, zu Gesichte kam.

Schriftsteller der Zukunft. Er blickte recht feck und muthig drein, trug eine sogenannte österreichische Mütze mit Sturmriemen und soll, wie ich später erfuhr, ein sehr respectabler Berliner Arzt sein. — Auch seinen alten bewährten Verleger, Herrn Otto Wigand aus Leipzig, hatte Ruge mitgebracht, welcher als Mentor der demokratischen Presse der Versammlung die Erfahrungen von den hallisch = deutschen Jahrbüchern her entwickelte. Es wurde überhaupt an diesem Abende vorzugsweise über neue literarische Unternehmungen, namentlich Zeitungen gesprochen. Den kühnsten Plan zu einer solchen rrug Jung vor, der die Augsb. Allg. Zeitung durch ein neues Blatt in jeder Hinsicht, namentlich auch in Betreff der Beilage, ersetzen wollte, ein Gedanke für dessen Verwirklichung das Jahr 1848 jedenfalls am Wenigsten geeignet war. Nachdem alles dies verhandelt war, wurde endlich, fast verlegen, von einem ihrer Redakteure das Programm der Nationalzeitung vorgelesen, das nach so vielen kühnen Entwürfen sich sehr bescheiden ausnahm. Bekanntlich aber war sie das einzige durch die Märzrevolution hervorgerufene derartige Unternehmen, welches reussirte. Noch im September 1848 hörte ich Ruge im demokratischen Club zu Breslau selbst zum Abonnement auf seine „Reform“, welche

von dem mitanwesenden Ottensoffer empfohlen wurde, auffordern und dabei nicht eben freundliche Seitenblicke auf die „Zeitungs-Halle“ werfen, während der Herausgeber derselben, Hr. Gustav Julius, der vielleicht mit ihm zusammen nach Breslau gereist war, sich auf der Gallerie des Clubsaales befand und sich dort von dem Redacteur eines Breslauer demokratischen Blattes unter der anwesenden Breslauer Bourgeoisie die Personen bezeichnen ließ, die er zu einer neuen Actienzeichnung für sein Blatt auffordern könne.

An jenem ersten Abend wurde in dem späteren Berliner politischen Club hauptsächlich nur ein Anschlag berathen, der in Betreff des Begräbnisses an den Straßenecken gemacht war, und demzufolge die gefallenen Bürger und Soldaten gemeinschaftlich begraben, im Reichengefolge aber Bürger und Soldaten „Arm in Arm“ gehen sollten. Eine Deputation aus dem Schooße der Versammlung wurde zum Minister Arnim geschickt, um die gemeinschaftliche Beerdigung zu verhindern. Es befand sich in derselben mein Freund W. aus Halle, der mir später erzählte, daß der König, als die Deputation (gegen 9 Uhr Abends) im Schlosse bei dem Minister Arnim Audienz gehabt, im Nebenzimmer auf dem Sopha gesessen und häufig aus einer Dose ge-

schneupft habe, während vor seinen Zimmern Studenten in Cereviskapseln Wache standen und andere Studenten im sogenannten Schweizerfaale „kneipten.“ Es war dies der Abend desselben Tages, wo der König mit einer schwarz-rothgoldnen Binde um den Arm zu Pferde die Stadt durchzog. . . .

Im Gasthause fanden wir viele Halberstädter, welche nach Berlin gekommen waren, um ihren Berlinern Brüdern, die als Barrikadenkämpfer gefallen waren, die letzte Ehre zu erweisen. Einer von ihnen, der leibliche Bruder eines meiner Gymnasiallehrer, welcher viel zu früh gestorben ist, sagte mit Thränen im Auge: sein Bruder würde diese Zeit auch gern erlebt haben und freute sich, weil wenigstens in dessen Nekrologe erwähnt sei, daß er das Morgenroth der neuen Zeit geahnt habe. — Am nächsten Morgen um halb 9 Uhr schon sandten die Halberstädter eine Deputation zum Polizeipräsidenten Minutoli und ich erfuhr später von Personen, die zufällig auf der Polizei anwesend waren, daß der Landtagsabgeordnete Lucanus, welcher sich in der Deputation der Halberstädter befand, dort Thränen über die gefallenen Berliner Brüder vergossen habe und daß diese Deputation aus der Provinz auf einige gleichzeitig anwesende Berliner Deputationen großen Eindruck

gemacht habe. — Sämmtliche Halberstädter waren schon um sechs Uhr Morgens in voller Thätigkeit und während die Deputation auf die Polizei ging, zogen die übrigen Bürger zur Vorsig'schen Maschinenfabrik, um die Fabrikarbeiter zu begrüßen, welche sich bei den Barrikadenkämpfen in so hohem Grade ausgezeichnet hatten.

Am demselben Tage fand auch das Begräbniß statt.

Ich folgte in dem Trauerzuge zum Friedrichshain der Fahne „die freie Presse,“ neben welcher der Redacteur der Zeitungshalle, Gustav Julius, mit der Büchse einherschritt. Als ich mich eben zu dem Zuge begeben wollte, fand ich ihn, wie er einsam und zerstreut, seine Büchse über der Schulter, in den Straßen Berlins umherirrte. Vielleicht trug er sie zum Schutze des leitenden Artikels, den er im Kopfe hatte und der am nächsten Tage, wo er erschien, fast ganz Berlin gegen ihn in Bewegung setzte, da man ihn beschuldigte, daß er durch denselben das Proletariat gegen das Bürgerthum habe aufheben wollen.

Den großartigen Zug nach dem Friedrichshain, von dem bereits hunderte von Schilderungen erschienen sind, nochmals zu beschreiben, wird man mir jetzt wohl erlassen. — Kurz nach dem Begräbniße verließ ich Berlin wieder, und kehrte erst im August dahin zurück.

---

## 2.

### **Eine vormärzliche Pensionärin.**

(Erzählung.)

---

Es war am Morgen des 22. März, als Bekannte mich, den Widerstrebenden, mit an den Ort hinzogen, wo die Leichen derer sich befanden, die während des Straßenkampfes von der Hand der Soldaten den Tod gefunden hatten. Nachdem wir bereits eine Zeit lang in diesen ernsten Hallen umhergeschritten waren, traten wir an einen der Särge heran, der sich zufällig durch seine Größe auszeichnete. „Hier muß ein stattlicher Märzheld ruhen“, sagte einer von denen, die mit mir waren.

Der Leichenwächter, der sonst mit immer gleichmüthigen, wenn auch ernsten Mienen sein Amt verwaltete, warf dem Redenden bei diesen Worten kopfschüttelnd

einen Blick voll tiefer Trauer zu, und ich ahnte bereits, während er den Deckel abhob, daß hier eine der vielen Personen ruhen werde, welche als vollkommen schuldlose Opfer der Revolution fielen, ohne am Kampfe den geringsten Antheil gehabt zu haben. Aber wer beschreibt mein Entsetzen, als nun der Deckel abgehoben war und eine hohe stattliche Frau leblos vor mir ausgestreckt lag, welche ich vor wenigen Jahren, als eine noch immer lebenslustige Matrone in einer Gesellschaft gesehen, die sich an einem Winterabende aus dem Stegreif zusammengefunden und die sie durch ihre aufgeweckten Reden vortrefflich zu unterhalten verstand.

„Rauhkopf!“ rief ich unwillkürlich aus, indem ich diese prächtige Gestalt betrachtete. Meine Begleiter drangen nun in mich, ihnen von dieser Frau zu erzählen, und da ich mich weigerte, ihr Geschick, das neben wenigen heitern Tagen zwar auch viel traurige ihr gebracht hatte, aber doch weniger tragisch als ihr Ende gewesen war, in den ernsten Hallen des Todes zu erzählen, folgten sie mir rasch hinaus in's Freie unter den schönen blauen Märzhimmel, wo ich also zu erzählen begann:

„Es war am Fastnachtstage des Jahres 1847 als ich bei nicht eben freundlichen Wetter einem der Thore

Berlins zuschritt, um wenigstens einige Augenblicke frische Luft zu schöpfen. In der Nähe des Thores begegnete mir ein Bekannter, welcher sich erbot mich zu begleiten, unter der Bedingung, daß es ihm gestattet sei, auf einen Augenblick zu einem ganz nahe wohnenden Freunde, mit dem er etwas zu verabreden hatte, hinaufzugehen. Ihn zu seinem Freunde, einen namhaften Publicisten zu begleiten, lehnte ich ab, da ich mit diesen persönlich unbekannt war. Ich wartete also vor dem Hause auf meinen Begleiter. Bald aber kam dieser mit dem Doctor herunter und beide luden mich dringend ein den Fastnachts-Abend, der bereits hereinbrach, in der Wohnung des Doctors zuzubringen. Ich willigte ein, wir saßen bald auf dessen Studirzimmer um den Tisch herum und nicht lange darauf dampfte eine ansehnliche Punschbowle vor uns.

Der Doctor füllte eben erst die Gläser zum zweiten Male, da öffnete sich die Thüre und herein trat eine große und überaus stattliche Frau, deren alternde Züge noch die unverkennbarsten Spuren der Schönheit trugen. Ihr folgten zwei junge Mädchen, welche man leicht als ihre Töchter erkannte.

Die beiden Herren standen rasch auf, gingen den

Dreien entgegen und grüßten sie wie alte Bekannte. Ich bemerkte, daß sie die ältliche Dame mit unverkennbarer Achtung behandelten, wie sie denn in Gesellschaft jüngerer und unbefangener Leute, welche noch nicht zu dem sogenannten Philisterium gehören einem jeden zu Theil zu werden pflegt, der durch ungewöhnliche Schicksale zu einer bestimmten originellen Lebensanschauung gelangt ist und sich das erworben hat was man eine „Persönlichkeit“ nennt. Und sie war eine solche Persönlichkeit! Große Leidenschaften blickten noch jetzt, wie verglimmend, aus ihrem majestätischen Auge uns an. Ihr Haar mußte einst prächtig schwarz gewesen sein, jetzt war schon gar manches graue darunter, noch immer schien es ihr schwer geworden zu sein, die Fülle desselben vollkommen zu ordnen, so daß es etwas rauh und unordentlich aussah. Wir wollen sie daher auch nur gleich „Rauhkopf“ nennen, ein Name, den ihr, wie Ihr bald erfahren werdet, Niemand geringeres als der König von Preußen beigelegt hatte und auf den sie sich recht etwas zu Gute zu thun schien.

„„Entschuldigen Sie — sagte Rauhkopf zu dem Doctor — daß wir schon wieder kommen. Aber wir gingen hier eben vorbei und da wollten wir doch den Schlüssel abholen, den wir vorgestern hier bei Ihnen

vergessen haben. Daß er sich gefunden hat, sagte uns schon heute Ihre Frau Gemahlin, die ihre Droschke einen Augenblick vor meinem Fenster halten ließ, als sie zur Eisenbahn fuhr, um den Fastnachtsabend bei ihren Eltern in \*\* zu verleben. Nun, und Sie, Herr Nachbar? Eine Mutter mit zwei Töchtern wird doch wohl einen Stroh Wittwer trösten können. Doch Sie haben schon Herrengesellschaft, die Bunschbowle dampft auf dem Tische, Sie verstehen sich einzurichten als Stroh Wittwer, das lob' ich mir — aber darf ich um meinen Schlüssel bitten? Mein kranker Mann wartet zu Hause auf uns, er ist ganz allein, ich gehe einmal, wie Sie wissen, nicht ohne meine beiden Töchter aus.““

Trotz der Versicherung, daß sie Eile habe, ließ die „„Frau Nachbarin““ sich doch mit ihren beiden Töchtern von dem Doctor auf das Sopha complimentiren. Von diesen mochte die eine vierzehn und die andre sechzehn Jahre alt sein. Die vierzehnjährige war noch ein schüchternes Kind, das schweigend den Gesprächen der Gesellschaft zuhörte; die sechzehnjährige nahm in allen Punkten an der Unterhaltung Theil, obgleich sich dieselbe, durch den Doctor und durch Kaufkopf geleitet ziemlich frei bewegte. Rasch waren noch drei Bunschgläser herbeigeschafft, welche der Doctor be-

hende mit seiner Kelle für Mutter und Töchter füllte. „Ja, ja, Frau Nachbarin — sagte er, als er Raufkopf das volle Glas hinstellte — es ist freilich kein Gebräu aus Champagner; auch haben wir hier keine Cashmirshawls zur Hand“ . . . . Raufkopf aber führte rasch das Punschglas an ihre durstigen Lippen, und indem sie es bald zum abermaligen Füllen hinhielt, sagte sie: „Spotten Sie nicht, Doctor, — das ist Götterlaber“.

„Doch ich sehe — fuhr ich fort zu erzählen — daß Euch die Anspielungen des Doctors auf Raufkopfs Lebensgeschichte eben so neugierig gemacht haben als ich es an jenem Abende geworden war. So mögt Ihr denn sogleich hören, was ich erfuhr, als Raufkopf gegen zehn Uhr die Gesellschaft verlassen hatte, in der ich noch einige Zeit mit meinem Begleiter verweilte.

Raufkopf war die Tochter eines Kochs bei Friedrich Wilhelm III. Auf dem Hofe des altergrauen Berliner Schlosses wurden damals von den Kindern der Schloßbewohner alle die beliebtesten Spiele gespielt, welche Kinderherzen ergötzen. Man versteckte und suchte sich, man floh und verfolgte einander. Raufkopf war bei diesen Spielen besonders mild und ausgelassen, und eben, weil sie schon damals selten recht sorgfältige Loi-

lette gemacht hatte, rief der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV., der sich ebenfalls aufs Lebhafteste an diesen Spielen zu betheiligen pflegte, die Tochter des Mundkochs, diese ausgelassene Dirne, welche bereits alle ihre Gespielen und Altersgenossen durch ihre Größe überragte, nie bei ihrem wahren Namen, sondern nannte sie stets „Rauhkopf,“ ein Name, den in Berlin die oben mit starken Borsten versehenen langen Stangen führen, mit denen man die Spinnewebe in den Ecken der Gebäude auslegt und deren in dem hohen alten Schlosse besonders viele im Gebrauch sein mochten.

Aber Rauhkopf war ein bildschönes Mädchen, und als sie herangewachsen war verlobte sich, obgleich sie ohne alles Vermögen war, ein reicher Geschäftsmann mit der Tochter des königlichen Mundkochs. Ihr Gatte war oft in Handelsangelegenheiten von Berlin abwesend, und selbst wenn er hier war, konnte er seinem Weibe, das er leidenschaftlich liebte, nur wenige Stunden widmen. Sein Geschäft, das er schon in sehr gutem Zustande übernommen, blühte. Ein richtiger Instinkt sagte ihm, daß er auf die Treue seines Rauhkopf, dem er durch seine Heirath eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft gegeben hatte, unbedingt zählen könne. Er ließ daher auch ihre prächtige Natur ganz

gewähren, und weidete sich zuweilen ordentlich daran, sie in einem Meer von Glanze zu sehen. Er bewohnte ein reizend gelegenes Haus im Thiergarten, wo Rauhkopf in dem sogenannten Geheimrathsviertel, das sich sonst durch seine Stille auszeichnet, gar feck und lustig hauste. Jeden Abend versammelte sich um sie ein Kreis von Anbetern, den sie stets durch ihre glänzende Coquetterie zu fesseln verstand, nicht selten aber durch einen gewissen, ihrer wilden Natur eigenthümlichen bacchantischen Frohsinn zu einem wahren Freudentaumel hinriß.

Eine Sommernacht hatte Rauhkopf einst wieder in ihrem Hause mit ihrer Gesellschaft durchtanzt. Ihr Gatte hatte an dem Balle Theil nehmen wollen, hatte sich aber dann plötzlich entfernt, was auch diesmal den Ball nicht hinderte, zu dem die Einladungskarten bereits verschickt waren.

Rauhkopf tanzte leidenschaftlich die ganze Nacht hindurch, und erst als das Frühroth bereits die Bäume überstrahlte, nahm ihre Gesellschaft von ihr Abschied. Als sie allein war, fühlte sie, daß ihre Pulse flogen und ihre Wangen brannten. Sie ergriff eine halbleere Champagnerflasche, die auf einem Seitentische in dem staubigen Ballzimmer stand, goß ihren Inhalt in ein

gerade dastehendes silbernes Gefäß, wusch sich damit das Gesicht, nachdem sie sich vergebens in dem Zimmer nach Wasser umgesehen hatte, und trocknete es dann mit einem Cashmirshawl, der nachlässig hingeworfen auf einem Stuhle lag. . . .

An diesen Morgen, wo Rauhkopf im vollsten Uebermuthes ihres Glückes dastand, hat sie sich später oft erinnert und oft, wenn sie später sich in viel bescheidener Gesellschaft befand als diejenige war, welche nach jenem Balle in glänzenden Carossen von ihr hinwegrollte, oft wenn sie an einem Glase braunen Gerstenjaftes oder goldgelben Grogß sich zu laben nicht verschmähte, erzählte sie von dem Cashmirshawl und dem Champagnerbade an jenem Morgen. . . .

Rauhkopf warf sich bald darauf erschöpft auf ihr Lager. Von ihrem Manne kam im Laufe des Tages die Schreckensbotschaft an, daß der Bankrott eines großen auswärtigen Handelshauses, mit dem er in der engsten Geschäftsverbindung stand, für sein eigenes Geschäft den Bankrott herbeigeführt habe. Erst als im Laufe des Tages seine Bücher gerichtlich versiegelt waren, kehrte er, furchtbar verstört zu seiner erschütterten Gattin zurück.

Rauhkopf bezog nun mit ihrem Gatten eine sehr

bescheidene Wohnung in der Stadt. Von den Freunden und Freundinnen, welche sich so zahlreich um sie versammelt hatten, so lange sie sich in Glück und Wohlstand befanden, waren sie bald vergessen. Ein kleiner Rest ihres Vermögens, der ihnen geblieben, war bald aufgezehrt. Der ehemalige Handelsherr nahm nun eine kleine Schreiberstelle an; als aber nach wenigen Jahren gichtische Anfälle ihn fast fortwährend an das Krankenbette fesselten und die schnell verarmte Familie sich dem drückendsten Glende preisgegeben sah, setzte Rauhkopf sich hin und schrieb einen Brief an den seit Jahren zur Regierung gelangten König Friedrich Wilhelm IV., worin sie ihn an ihre einstigen Jugendspiele erinnerte und ihn bat, sie zu seinem „königlichen Oberhofrauhkopf“ mit einem kleinen Gehalt zu ernennen. Der König erinnerte sich ihrer auch in der That noch und wies ihr eine kleine Pension an, von der sie mit ihrem kranken Manne und ihren Töchtern lebte.“

Das Uebrige hatten wir schon gemeinsam aus dem Munde des Leichenwächters vernommen. Rauhkopf hatte sich während des Kampfes heimlich und diesmal ohne ihre Töchter aufgemacht, um ihren greisen Vater, den Mundkoch des hochseligen Königs, zu besuchen,

der in der Königsstraße wohnte und um dessen Schicksal sie sehr besorgt war. Auf mannichfachen Umwegen war sie bis vor seine Wohnung gelangt, etwa um dieselbe Zeit, wo der König in einem Fenster des Schlosses zu einem neben ihm stehenden Manne die denkwürdigen Worte sprach: „Sie sehen, die Königsstraße ist mein.“ Eine furchtbare Gewehrfalze ertönte in diesem Augenblicke, — Rauhkopf lag entseelt vor der Thüre ihres Hauses, in dessen oberem Stock ihr Vater, der Mundkoch Friedrich Wilhelms III., wohnte.

Bei dem gemeinsamen Begräbniße aller derer, welche in der Märznacht von der Hand des Militairs gefallen waren, wollte es der Zufall, daß ich gerade derjenigen Abtheilung von Särgen folgte, in deren erstem sich Rauhkopf befand. Unter den leidtragenden Anverwandten, welche unmittelbar hinter den Särgen hergingen, erblickte ich die beiden Töchter Rauhkopfs, in deren Begleitung sie damals am Fastnachtsabende bei dem Doctor vorgekehrt war, um ihm sein Strohwitterthum zu versüßen. Die ältere war prächtig aufgeblüht, seit ich sie nicht gesehen, die jüngere entfaltetete sich eben wie eine herrliche Knospe.

Der König stand, während unten der ungeheure Leichenzug langsam=feierlich vorbeischrift, umgeben von

seinen Ministern, auf dem Balkon des Schlosses. Als Raubkopfs Sarg kam, nahm er seinen Helm ab und verbeugte sich vor ihm, wie er bei jedem Sarge that, mit dem eine neue Abtheilung des Trauerzuges begann. Den Helm aber behielt er in der Hand, bis die neue Reihe von Särgen vorüber war und die Leidtragenden kamen, so wie die andern Personen, welche sich dem Zuge angeschlossen hatten. Als ich nun so den König sich vor Raubkopf verbeugen sah, setzte ich ihr in Gedanken folgende Grabschrift: „Hier begruben wir Raubkopf, ein prächtiges Stück vom vormärzlichen Berlin. Eine Jugendspiele des Königs, welcher er eine Pension zahlte, nachdem sie eine kurze Zeit hindurch, umstrahlt vom Jugendglanze der Schönheit, herrlich und in Freuden gelebt hatte, fiel sie in der Märznacht als unschuldiges Opfer der Fehde zwischen Fürst und Volk. Vor ihrem Sarge verneigte sich ihr König, wie sie an seinem Schlosse vorbeigetragen wurde. Ihr ist wohl, daß sie die vormärzliche Zeit nicht überlebte. Leicht sei ihr die Erde.“

---

### 3.

## In der preussischen Nationalversammlung.

---

Wenn Fremde auf die Tribünen in der constituirenden Versammlung kamen, so fragten sie in der Regel zuerst, wo die Linke sich befinde, dann nach dem Grafen Reichenbach insbesondere, sodann nach den Herren Stenographen und endlich nach den Ministern. Wir können diese nicht ganz logische Eintheilung der Versammlung in den Graf Reichenbach, die Stenographen, die Minister und die Linke unserer kurzen Schilderung nicht zu Grunde legen, versprechen aber auf den Geschmack des Publikums, wenn anders er noch derselbe sein sollte wie damals, möglichst Rücksicht zu nehmen.

Treten wir etwas zeitig auf der Tribüne ein, so werden wir jeden Morgen im Versammlungs-Saale selbst zuerst einen ältlichen Bauer eintreten sehen mit

einem tracteren, klugen, verständigen Gesicht, das Haar in altväterischer Weise geschheitelt. Er setzt sich jedesmal mit sichtlichem Behagen auf die Linke, und wir sehen schon hieraus, wie aus den Fragen, welche man auf der Tribüne an uns richtet, wohin der Instinkt des Volkes sich neigt. Die Linke! die Linke! Der häuerliche Abgeordnete sieht sich bereits mit seinen drei Söhnen auf den Feldern jagen, er sieht, wie sein Knecht den Behten in die Scheune fährt, den er früher dem Ritterguts-Besitzer geben mußte, er hört die Dreschflügel klappern auf der Tenne, und sie klingen ihm wie Glockenläuten. — Die Linke! die Linke! Da sitzt er und sieht die zinsfreien Felder grünen, er hört den Kuhhirten blasen, sieht sein Vieh auf die Weide ziehen und vernimmt das Summen seiner Bienen in der Luft, die keinen Honigzins mehr geben; er sieht vor sich droben in den Bodenkammern mit weißem Leinen gefüllte Truhen zur reichen Ausstattung seiner Töchter — und das alles wird er den härtigen Männern verdanken, die hier neben ihm sitzen. Zwar waren die Männer von der Rechten ebenfalls sehr freundlich gegen ihn, so lange er noch dort drüben unter ihnen saß und es sich zur Ehre anrechnete, mit denen, die ihm früher als Richter oder in ähnlichen Funktio-

nen gegenüber gestanden hatten, vertraulich zu verkehren; aber wer bürgt ihm dafür, daß sie es ehrlich mit ihm meinen? Und wenn in seinem Dorfe noch das Jus primae noctis existirte, — er würde nur die Linke für fähig halten, ihn davon zu erlösen. Wir kannten Deputirte der Rechten, welche Tag und Nacht für ihre Kreise arbeiteten, fast mit sämmtlichen Urwählern daheim in Correspondenz standen, Begnadigungs- und Unterstützungs-Gesuche beim Könige einreichten, um Diesem und Jenem zu helfen, sogar völlige Privat-Aufträge besorgten und bei schlechtem Wetter in der Residenz umher liefen, um junge Wüßlinge zu Gunsten eines verlassenen Mädchens in der Provinz zur Rede zu stellen, und die doch von denen, für welche sie im Regen auf den Straßen der Hauptstadt umher gerannt und in den Vorzimmern der Minister umher gestanden, Mißtrauens-Vota bekamen, weil sie gegen den Stein'schen Antrag gestimmt. — — —

Mit mehr Capacitäten versehen als die Rechte und verhältnißmäßig glänzend ausgestattet war das Centrum. Hier finden wir Robbertus' kräftige Gestalt, auf dessen Gesicht die „Röslein der Ehren“ in einer tiefen Narbe blühen. Der Mann dort im grünen Rocke, den wir leicht für einen Jäger halten könnten, ist

v. Unruh, Regierungsrath aus Magdeburg. Dort jener kleine, wohlbeleibte Mann mit dem runden Gesichte und dem spärlichen Haare ist Herr von Berg. Wir sehen ihn mit spöttischer, verdrießlicher und fast etwas tückischer Miene auf die Aeußerungen der Minister lauern; bald wird er langsam, wie ein trotziger Knabe, sich nach der Rednerbühne hinbewegen und irgend eine kurze Bemerkung machen. Kommt seine Rede indessen in den rechten Fluß, und handelt er einen seiner würdigen Gegenstand ab, so hören wir ihn mit Verwunderung in der monotonen, aber doch herediten Weise eines Predigers seine Gegner förmlich zu Boden donnern.

Einen seltsamen Contrast mit Berg bildet Uhlisch, der ehemalige protestantische Landpfarrer, welcher in Berlin in einem prächtigen Hause auf dem Pariser Plaze, neben den Gesandten fast aller europäischen Großmächte wohnte. Höchst gemüthlich langsam schlenkert er der Rednerbühne zu und blickt nach beiden Seiten hin freundlich um sich, wie wenn er durch die Kornfelder von Pömmelte ginge und seine in denselben mit der Aerndte beschäftigten Pfarrkinder freundlich grüßte. So steht er dann auch auf der Rednerbühne, wie wir ihn einst als Reiseprediger in der Provinz

Sachsen so oft sahen, — nur der verwitterte Regenschirm fehlt, den er damals stets unter dem Arme trug.

Ich erwähne noch aus dem Centrum Herrn Barrius, Abgeordneten von Naumburg, weil derselbe eine gewisse abstrakte Gabe hatte, Anträge zu formuliren und daher in Amendements sehr glücklich war. Seine Reden, mit denen er sich sehr verschwenderisch erwies, waren so saft- und kraftlos, daß sie, trotz ihrer ganz ungewöhnlichen Kürze, doch in der Regel eine tödtliche Langeweile zur Folge hatten. — Höher stand Herr Blöm, der ihm im Allgemeinen ähnlich war, weil er wenigstens bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. als es sich um die Angriffe auf das deutsche Parlament handelte, etwas lebendig wurde.

Jacobi, der einzige im bessern Sinne des Wortes populäre Mann in der ganzen Kammer, saß dort auf der äußersten Linken. Ihm ist das an und für sich beneidenswerthe Loos zu Theil geworden, immer in den vordersten Reihen der Freiheitskämpfer zu stehen, und wir dürfen es nicht für Unehrllichkeit halten, wenn wir ihn, der zuerst für eine preußische Verfassung seine Stimme erhob, jetzt unter denen erblickten, welche kein Fehl daraus machten, daß sie republikanischen Bestrebungen nicht fremd seien. Es liegt dies jedenfalls tief

in seinem rein negativen Wesen begründet, vielleicht auch, wie man vermuthet hat, in der isolirten Stellung, die er bis zu dem völligen Umschwunge der Dinge als Jude einnahm, und die es ihm sogar unmöglich machte, in den vereinigten Landtag, wo er wahrlich nicht hätte fehlen sollen, einzutreten. Selbst in seinen „Vier Fragen eines Ostpreußen“ kehrte er das Prinzip, das er eigentlich vertrat, das ständische nämlich, nur als Waffe gegen die Regierung heraus, er selbst aber war im Wesentlichen schon über die von ihm angeregte Opposition hinaus. Wenn unter diesen Umständen der Erfolg seiner schriftstellerischen Thätigkeit nur um so mehr zu bewundern ist, so dürfen wir doch auch nicht vergessen, daß diese Opposition ohne schöpferische Kraft war, daß sie uns die Revolution nicht erspart hat, ja, daß sie selbst vielleicht trotz ihrer Zähmheit nach den Elementen, welche sie in sich schloß, uns statt einer durch ruhige, aber sichere Entwicklung erzeugten Verfassung die Revolution vom 18. März gegeben hat. — Jacobi's Einfluß war besonderer Art, und es möchte in der Geschichte der Parlamente kaum vorgekommen sein, daß er so entschieden einem Privatmanne zu Theil wurde, der die Gabe der Rede, welche hier eigentlich allein entscheidend sein sollte, gar nicht besitzt. Und es ist dies nicht etwa nur

ein Mangel an Rhetorik bei Jacobi, nein, es fehlt hier überhaupt alles Hinreißende und Bewältigende.

Die Anspruchslosigkeit dieses mächtigen Parteihauptes wird einen Jeden für ihn einnehmen. Wir können uns mit dem Politiker Jacobi nicht durchaus befreunden, aber wir freuen uns der tiefen Humanität, die in seinem ganzen Wesen liegt und welche keineswegs alle seine Parteigänger mit ihm theilen. Als man nach dem ersten großen Siege der Linken am 7. September auch Jacobi von der Nationalversammlung aus im Wagen nach Hause fahren wollte, gerieth dieser in den eigenthümlichen und, wie wir meinen, für ihn höchst charakteristischen Widerspruch, daß er als Mensch Bedenken trug, von dieser Ehrenbezeugung, bei der eine Anzahl seiner Mitmenschen eine so eigenthümliche Rolle hätte spielen müssen, Gebrauch zu machen, während er als Parteihaupt sich gewissermaßen dazu verpflichtet fühlte. Er soll daher den Anhängern der Linken, welche ihm statt der Droschken-Pferde dienen wollten, gesagt haben: „Meine Herren, wenn es Ihnen einerlei ist, mir wäre es lieber, wenn ich zu Fuß nach Hause gehen könnte.“ Das Volk beschloß hierauf, das humane Bewußtsein unseres Politikers zu schonen, und Jacobi — durfte zu Fuß nach Hause gehen.

---

#### 4.

### Aus meinem Tagebuche.

---

Berlin, Ende September 1848.

Ich hatte einen Spaziergang nach Charlottenburg gemacht. An dem Zollhause in der Mitte des Weges stand ein kleines Mädchen, das eine große schöne Herbstblume fest in der Hand hielt, als werde es sie nun in seinem Leben nicht wieder von sich lassen, nachdem es diese Blume gefunden. Ist das stolze demokratische Berlin so arm an Blumen, dachte ich, daß die Kinder vor Freuden seltsame Grimassen schneiden, wenn sie im Thiergarten eine solche finden? Etwas weiterhin, abseits von der Straße, begegneten mir in den Laubgängen sechs Knaben, jeder hatte ein fliegendes Blatt in der Hand, von dem sie ein bluttriefendes Republikanerlied absangen. Ist Berlin so ernst geworden? Ich verließ die dunklen Gänge und kehrte nach der

Straße zurück, welche so gerade wie ein Pfeil von Berlin nach Charlottenburg geht und nur bei jenem Zollhäuschen nothgedrungen eine kleine Wendung macht. Und siehe, in der Mitte der staubigen Heerstraße schreiten drei Handwerksburschen hin, kümmerlich und mit den Ranzen schwer beladen, aber lustig und guter Dinge nach alter Sitte, und singen:

„Glad' aus dem Wirthshaus  
Komm' ich heraus,  
Straße, wie wunderbarlich  
Siehst du mir aus!“

O, grüß' Euch Gott viel tausend Mal, Ihr wackeren Romantiker, die Ihr der Stadt Arnims, Brentano's und des alten schrullenhaften Fouqué noch mit Gesange naht! Ein kräftiges Volksleben stirbt nicht aus unter Gottes freiem Himmel, ich weiß es wohl, und „Mickelken in de Provinzen“, der sein Bündel schnürt, um in der Hauptstadt sein Glück zu machen, sorgt dafür, daß es auch in der Hauptstadt noch nicht vergeht. Aber doch bewundere ich Euch, daß Ihr so freudig und zuversichtlich Euch der Siegesgöttin über dem Brandenburger Thore nähert. Einen Schatz fändet Ihr drinnen wohl noch, aber wird der demokratische Frauen-Verein ihm Zeit lassen, mit Euch zu

kosen? O, kehret um, ehrliche Bursche, Ihr seid in der Hauptstadt doch nur ein „überwundener Standpunkt“, und deren giebt es dort schon viele. Nur Einen Ausweg giebt es für Euch: Ihr müßt Euch versammeln! versammeln — mit Andern natürlich — um jeden Preis, und wenn Ihr auch Blasen unter den Füßen habt, wenn Ihr todtmüde, wenn Ihr todtkrank seid! Wer sich versammelt, bleibt möglich. In den Versammlungen liegt das eigentliche Heilmittel für alle Leiden der Zeit! O, es sind gute Menschen in den Volks-Versammlungen! Was Ihr wollt und beantragt, das werden sie beschließen — sie haben ein gutes Herz und können nichts abschlagen. Habt Ihr kein Brod: Ihr müßt Brod haben, beschließen sie; habt Ihr keine Freiheit: Ihr sollt frei sein, decretiren sie, und über ihnen lächelt der blaue Himmel, und über den Sternen wohnt ein guter Gott, und er thut ihnen den Willen, wenn auch die Thorheiten der Menschen es ihm lange unmöglich machen.

Der ausgedehnte Gebrauch, den man von dem Versammlungsrechte zu machen geneigt ist, ist in der That das, was in Berlin zuerst auffällt. Denn abgesehen davon, daß man namentlich Abends selbst auf den Straßen der Stadt leicht auf stehende Versamm-

lungen stößt, wenn dies nicht schon, indem man sich der Stadt näherte, vor dem Schönhäuser oder Brandenburger Thore geschehen ist, so ziehen doch die zahlreichen Ankündigungen von Versammlungen an den Straßenecken die Aufmerksamkeit auf sich. Von den eleganten Räumen des Wielenz'schen Saales, wo der constitutionelle Club seine Sitzungen hält, bis hinab zu der ärmlichsten Kneipe, wohin die Berliner Gasbeleuchtung nur ein trübes Flämmchen versendet, überall finden Abends Versammlungen Statt. Da versammeln sich die in Berlin anwesenden Freischärler, deren Zusammenkünfte das Edelwild sind unter den Versammlungen, der Pommern-Verein für Wahrheit und Recht, die Goldschmiede, die Droschken-Fuhrleute versammeln sich — doch ehe wir uns selbst mit einem oder dem andern von diesen Vereinen versammeln, werfen wir noch einen Blick auf das Straßenleben Berlins.

Man kann sehr zweifelhaft darüber sein, wie weit die durch den 18. März herbeigeführten Veränderungen in Preußen sich erstrecken; nur darüber werden Alle einig sein, daß auf dem Straßenpflaster selbst, auf dem die Barricaden gestanden haben, eine totale Umwälzung Statt gefunden hat. Hier ist ein Volksleben in der Nacht des 18. März aufgeschossen, von dem die Schul-

weisheit des Polizeistaates unter Friedrich Wilhelm III. sich nichts träumen ließ, ein Volksleben ganz besonderer Art, das zwar viel besser ist als die frühere Dede, welches aber nur Herr Oppenheim naiv finden kann. Seht Ihr je das Volksleben im Prater zu Wien, seht Ihr Glücklichen das Treiben der Gondoliere, seht Ihr die Lazzaroni unter dem blauen Himmel Italiens? Ach, ein solches Volksleben ist das Berliner nicht! Naive Züge werdet Ihr nicht entdecken, es sei denn, daß Ihr dort den Mann mit dem echten Berliner Gesicht im Schlafrocke naiv fändet, der auf der Linken ein kleines Kind, in der Rechten aber eine „große Weiße“ (auch „kühle Blonde“ genannt) über die Straße trägt, woran die kleine künftige Weißbiertrinkerin auf der Linken vergnügt mit den Fingern spielt. Auch daß man vor dem Schauspielhause, in dem die Nationalversammlung gehalten wird, nachdem Stein am 7. September die souverainen Urwähler, die ihm statt der Hengste von Andalusien dienen, aufgefordert hat, sich öfter dort zu versammeln — daß man dort, wenn drinnen wichtige Gegenstände verhandelt werden, Würste auf dem Karren braten und Schnäpfe auschenken sieht, mag als Zeichen eines naiven Volkslebens betrachtet werden; wenigstens wäre es sehr köstlich, wenn man

es im Gegentheil nach der Schiller'schen Eintheilung sentimental nennen wollte. Im Ganzen aber — und dies mögen die Berliner immerhin für ein Lob nehmen — wiegt in diesem Volksleben das geistige Bedürfniß vor dem sinnlichen und das Verstandes-Element vor dem gemüthlichen so sehr vor, daß weder von Naivetät noch Sentimentalität, sondern nur von Reflexion die Rede sein kann. Selbst wenn wir uns zu Spargnapani hincinretten, so verfolgt uns noch dort durch die geöffnete Thür der Ruf der fliegenden Buchhändler: „Die Todten an die Lebenden! Die Todten an die Lebenden!“ — „Die scharfe Kugel in der Brust, den Schädel breit gespalten!“ u. s. w. Auch fehlen nicht die Ausrufer der Plakate des Preußen-Vereins, welcher, wo möglich schon in der Ueberschrift, durch eine Verwechslung des Accusativ und Dativ seinen märkischen Patriotismus documentirt. Ich habe eine Reihe von Titeln solcher Plakate gesammelt, wobei natürlich die Masse des ganz Wiß- und Geistlosen, wenn nicht gleichsam eine gewisse Stimmung darin liegt, oder wenn es sich nicht durch eine besondere Grobheit von selbst eine Beachtung zu sichern weiß, ganz unberücksichtigt blieb, und ich zeichne sie auf als einen, wenn auch nur fragmentarischen, Beitrag zur Culturgeschichte Berlins.

Es sind folgende: „Mickelken in de Provinzen wirfte denn jar nich klug? Ein sehre offenes Wort von Aujust Buddelmeyer, Dajesschriftsteller mitn großen Bart“ — „Die Freiheit is in't Wasser jefallen, ik hab ihr hören plumpen und wär ik nich hinzu jesprungen, so wäre sie verdrunken.“ — „Is Preußen det Volk? Is Scharlottenburch det Volk? Sind Constabler det Volk? Is Berlin det Volk? Sind de Studenten det Volk? Oder aber is Deutschland det Volk?“ — „Der Geist des 3. Aujust.“ (Enthält einen Holzschnitt, welcher Friedrich Wilhelm III. im bürgerlichen Rocke, aber mit der Militärmütze darstellt. Darunter stehen, diesmal aus Respekt für den verstorbenen König ausnahmsweise im richtigen Hochdeutsch die Worte: Ich grüße dich, mein braves Volk, aus meinem stillen Grabe; bau rüstig fort, was ich mit dir bereits begonnen habe.) „Nu jrade een Hurrah für den Prinzen von Preußen!“ — „Wer will hulbiden? ik nich, wer noch?“ (Hierauf drei Soldaten mit großen Flinten und wüthenden Gesichtern.) „Ik will wissen, wobor de olle Friße gelebt hat! Antwort! Warum hat der olle Friße Schlesien erobert?“ (Gegen den Reichsverweser.) „Der alte Friß an seine lieben Berliner.“ (Von deutscher Gesinnung.) „Die Theekessels in Frankfurt sind an den janzen Scandal

schuld!“ (Hierauf eine Reihe von Theekesseln mit menschlichen Gesichtern.) „Constablers Freuden und Leiden. Beschreibt in einem Briefe an seine Gelübte.“ — „Gespräch zwischen dem deutschen Reichs=Adler und dem preussischen Adler. Belauscht und zu Protokoll gegeben von einem Constabler.“ — „Reaction, verzich dir! du bist schief gewickelt!“ (Mit einem Holzschnitte, der drei schief gewickelte Wickelkinder darstellt, in welchen man einen Geistlichen, einen Officier und einen Bureaubeamten erkennt.) „O Schulze aus Wanzleben, warum hast du uns des gethan?“ (Hierauf drei Officiere mit verzweifelten Gesichtern.) „Stillgestanden, reactionaire Officiere! zum Abmarschiren rücht Euch! kehrt! marsch!“ (Mit einem ähnlichen Bilde.) „Gespräch zwischen Herrn Held, dem wackern Kämpen für Freiheit und Recht, und Herrn von Katte, dem Präsidenten des Preußen=Vereins, wie solches Statt gefunden hat auf Veranlassung der Demokraten=Intrigue des berühmten Fräuleins Dho von Haha \*).“ — „Allerliebster Herr General Druß! Man nich widder Kardätschen! Petition von die bekannten lieben Berliner.“ (Mit dem Bilde von drei Berlinern, die zwischen zwei Kanonenläusen stehen.)

---

\*) Dtilie von H . . . .

Wir treten auf einen Augenblick in den berühmten Linden-Club. Eine Droschke, welche vor uns her über die Linden hinwegfährt, da, wo diese von der Friedrichstraße durchkreuzt wird, macht uns Platz. Wer hier mit einem Nachbar sehr eifrig spricht und dabei gesticulirt, um den schließt sich sofort ein Kreis von Leuten, die auf die Fußspitzen treten, um ihn zu sehen, und das Ohr hinhalten, um ihn zu hören. Der lauschende Berliner beachtet in solchen Augenblicken gar nicht die verlockende Sirene, welche sich, scheinbar ebenfalls eine aufmerksame Zuhörerin, ganz dicht an ihn anschmiegt und ihr Lockenköpfchen seinen Wangen ganz nahe bringt. Bald tänzelt sie hinweg (und wären es Regeln der sieben Weltweisen, welche sie unter den Linden vernommen, sie würde sie getrost in den Wind schlagen), um irgendwo „in einem Thal bei jungen Hirten“ auf's Neue zu erscheinen.

Gegenwärtig hat der Umfang des Linden-Clubs bereits sehr abgenommen; ja, wenn nicht irgend eine besondere Veranlassung ihn zahlreich macht, so pflegt er nur aus Gassenbuben zu bestehen. Seit die Constabler ihn in Ruhe lassen, hat er den Reiz des Winkanten verloren. Seine Glanzperiode erlebte der Linden-Club in den Tagen vom 1. bis zum 6. August,

vielleicht auch schon im Juli. Er hatte die Forderung, daß Preußen in Deutschland „aufgehn“ solle, zu der feinigen gemacht. Am 3. August, wo die specifisch preussische Reaction vom Volke überwacht wurde, ward der sonst erst Abends sich versammelnde Linden-Club schon in aller Frühe eröffnet, und da der Berliner ohnehin aus alter Gewohnheit noch immer den 3. August zu feiern geneigt ist, so reichte er an diesem Tage vom Brandenburger-Thor bis herab zur Universität. Alle Spaziergänger blieben stehen, weil sie entweder in Gespräche verwickelt wurden oder die Haltung des Volkes beobachteten. Auch fehlte es nicht an malerischen Gruppen; an das Gitter des Universitätshofes hatten sich z. B. ein Jude, ein Pole und ein Rehberger angeklammert, um Hochs für die Studenten auszubringen, welche die von der Universität wehende preussische Fahne durch einen Anschlag desavouirten. Doch, wie gesagt, auch der Linden-Club hat seine Zeit gehabt. Als ich an einem der letzten Abende an der verhängnißvollen Stelle die Linden passirte, fand ich nur noch eine einzige kleinere Gruppe, welche sich um einen tief in seinen Mantel gehüllten Mann versammelt hatte, der so groß war, daß er weit über sie hinwegsaß. Ich trat denn auch hinzu und hörte mit Verwunderung, daß er der lau-

schenden Menge entwickelte, welchen Segen recht zahlreiche Klöster über das Land brächten. Man hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und seine Rede schien zu gefallen. Er sei aus dem Kreise, welchen der Abgeordnete Gladbach in Berlin verträte, sagte er; dort würden 1500 Menschen täglich von Einem Kloster gespeist.

Endlich fand sich ein Berliner, der ihm antwortete: Im Gegentheil, die Klöster saugen das Land aus. Sein Wetter, entgegnete der Rheinländer, sei einer der reichsten Bauern zu Hause; aber er wisse nicht, daß dieser jemals einen Heller zu dem Kloster gegeben habe. Und ob denn nicht der Wohlstand da am größten sei, wo die meisten Klöster existirten? Das wurde dem Berliner zu toll. Er kümmerte sich gar nicht mehr um die materielle Wohlfahrt, um die es sich eigentlich handelte, sondern stemmte die Hände in die Seiten und rief: „Was! die größte Wohlfahrt da, wo das Volk noch vom Clerus sich leiten läßt?“ Und nun folgte ein kurzer Abriß der Kirchengeschichte seit dem Auftreten Luther's und eine Schilderung des früheren Zustandes der katholischen Kirche. Der Rheinländer stand während dessen ganz ruhig da und wartete auf das Ende, wie einer, der Zeit hat. „Das ließt man ja in jedem

Roman“, sagte er zuweilen. Als aber der Berliner geendet hatte, sagte der Rheinländer, das Wort gelassen wieder aufnehmend: „Damit stimme ich ganz überein. Auch ich bin kein Freund des Clerus. Ich behaupte nur, daß die Klöster den meisten Wohlstand verbreiten.“ Und so ging das Gespräch im Linden-Club fort, während die Zuhörer immer kamen und gingen. Auch Soldaten sieht man neuerdings oft im Linden-Club, besonders seit das Militär in Potsdam unter sich die Revolution nachgemacht hat, gleichsam wie die Gymnasiasten auf den einsam in den Feldern und Wiesen liegenden, von der lebhafteren Verbindung mit dem Menschengeschlecht abgeschnittenen sächsischen Fürstenschulen unter sich Tänze aufführen, die Alles sind, nur eben — keine Tänze! So sieht man nicht nur unter den Linden, sondern an allen belebteren Plätzen auf den Straßen Berlins wohl zu jeder Tageszeit einen einzelnen Soldaten stehen. Der Soldat erzählt ruhig Geschichten aus dem Gamaschendienst, er erzählt, wie der Lieutenant und der Unterofficier sich gegen ihn benimmt, er erzählt, wie viel Verwandte er zu Hause hat, und ob sie ohne ihn leben können, besonders ob er einen Bruder hat, der auch Soldat werden müsse. Namentlich sieht man ältliche, aber noch rüstige Berliner

Bürgerfrauen sich gern und angelegentlich in mütterlicher Weise mit den rothbäckigen, zwanzigjährigen Söhnen der Provinz unterhalten, denen es aber auch, wie sich von selbst versteht, bei dem jüngeren weiblichen Geschlechte keineswegs an Theilnahme fehlt. Mit den eigentlichen „Civilisten“, d. h. den männlichen, dagegen kommt der Soldat sehr selten in ein ordentliches Gespräch. „Man merkt die Absicht, und man ist verstimmt.“ Der Demokrat will nur den Soldaten belehren; dieser aber, der Zwanzigjährige, ist noch immer froh, daß er dem Schulmeister entlaufen ist, und kennt nur den Einen Wunsch: die süßen Flegeljahre des menschlichen Daseins so gut, als es mit der strengen Dicipclin vereinbar ist, zu genießen. Er mißtraut denen, welche meinen, die Kanonen müßten mit abstracten Ideen geladen werden.

Auf den 17. Sept. war eine Volksversammlung zur Berathung militärischer Angelegenheiten angesetzt, zu der die Soldaten ausdrücklich eingeladen waren. Sie hatten sich in der That zahlreich eingefunden, standen aber, wie immer bei solchen Gelegenheiten, ruhig und fast theilnahmlos da und die Neugier schien denn doch bis jetzt am Meisten bei ihnen hervorzutreten. Der erste Redner war ein Doctor der Philosophie, dessen

bilderreicher Vortrag von ihnen nicht ganz verstanden zu werden schien. Unter den übrigen Rednern befand sich auch der greise Nees v. Esbeck. Er betrachtet das Militair als eine „freie Vereinigung von Kriegskünstlern“, vergleicht das Verhältniß der Officiere zu den Soldaten mit dem eines Capellmeisters zu seinen Musikanten, und ist eben kein Freund der militairischen Subordination. Im Allgemeinen lassen sich die Redner, welche in den Volksversammlungen sprechen, in drei Klassen eintheilen. Die erste Klasse bilden die demokratischen Doctrinaires; sie reden selten und nur, wenn bestimmte Zwecke es erheischen. Auf das sogenannte Auf- und Abwiegen lassen sie sich nicht ein, wie denn namentlich die berüchtigten „Beruhigungsreden“, bei denen niemals ein Zuhörer weiß, was der Redner will, denjenigen Volksrednern, welche am tiefsten stehen, aber darum durchaus nicht überflüssig sind, überlassen bleiben. Die zweite Klasse füllt Herr Heib mit seiner confusen Halbbildung allein aus. In die dritte Klasse gehören die eigentlichen „Männer aus dem Volk“, an denen das Charakteristische ist, daß sie specifische Berliner sind. Da ist z. B. der Kaufmann Müller, der Präsident des souverainen Linden-Clubs, der zu dieser letzten Klasse gehört; so wie er die Rednerbühne besteigt, grinst er

das Volk an und behandelt es überhaupt in seiner witzelnden Manier ganz wie ein Commis, der einem Dienstmädchen ein Loth Kaffee verkauft. Und das gefällt nun dem Berliner.

In dieselbe Klasse gehörte auch der Conditior Karbe, ein Mann mit einem langen schneeweißen Barte und dumpfer Stimme, der seinem Aussehen nach durchaus mit Niemand anders verglichen werden kann als mit dem alten Moor in den Räubern. Wenn Karbe seine Weisheit auskramt, so hört man zuweilen einen im Anhören seiner Rede versunkenen Berliner diese durch den Ausruf unterbrechen: „Dat sag ick!“ So hört' ich ihn noch neulich — am 25. Sept., wo er eben erst aus dem Gefängnisse gekommen war — reden, wie er mit matter, kaum vernehmbarer Stimme ermahnte: man solle nach Hause gehen, und in seinem Hause solle ein jeder sein eigener Konstabler sein; er wandte den Blick zum Himmel, und setzte hinzu: Wenn es dahin erst gekommen, so würde die Welt keiner Polizei und keiner Konstabler mehr bedürfen. Der alte Conditior Karbe glaubt fest an den endlichen Sieg der Freiheit, er ist religiös und spricht sehr oft von Gott mit den Berlinern, der lebenswürdige Schwärmer! Kein anderer unserer Demagogen kann sich an Gefühl mit ihm messen. Wäh-

rend daher Held und Lindenmüller jeder nur von einer Schaar Gassenbuben begleitet über den Gensdarmenmarkt schritten, trug das dankbare Volk diesen alten Mann in derselben Weise wie die Weiber von Weinsberg ihre Männer trugen, d. h. huckepack, in eine Droschke, spannte die Pferde aus und zog ihn nach Hause. Es lag viel Uebermuth darin, man hatte ihn offenbar zugleich zum Narren, indem man ihm eine Ehre anthat, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn diese ehrwürdige Gestalt einmal bei solcher Gelegenheit das Leben einbüßte. Hätten doch alle begabten Männer, die gegenwärtig hier, in Frankfurt oder sonst wo den Ruhm der Popularität als das Höchste erstreben, das Gefühl der Leere mit empfunden, das gewiß alle Gebildeten empfanden als sie den Wagen mit dem Conditior Karbe vom Volke gezogen die Markgrafenstraße hinabrollen hörten!

Den Uebergang von diesen Volksgestalten zu den vornehmern Demokraten bildet, wie schon bemerkt, Herr Held. Wenn der Kaufmann Müller durch seinen Eckensherwitz dem Berliner imponirt, so imponirt ihm der Redacteur der ehemaligen Lokomotive doch schon durch einen engen Kreis bestimmter Vorstellungen, der freilich seine Zauberkraft verlieren würde, wenn er etwas wei-

ter gezogen wäre. „Meine Idee“, so heißt ein Plakat von Held, und diese Eine untheilbare Idee des Herrn Held hat bei dem Volke ihr Glück gemacht, obgleich sie die Gebildeten schon durch ihre Ueberschrift an die Anekdote erinnert, nach der die Professoren und Studenten in Greißwalde, wenn sie einen Studenten vorübergehn sahn, in freudiger Bewegung sich zurufen solten: unser Student! Ein sehr eigenthümliches Schauspiel gab uns Herr Held am 10. September, wo er in dem Thiergarten ungeheure Volksmassen zusammenberief, um sie zu Gericht sitzen zu lassen über einen Streit zwischen ihm und den vornehmern Demokraten, welche ihn der Achselträgerci beschuldigten, weil er in einem Plakate das Volk gebeten hatte sich ruhig zu verhalten. Natürlich fiel die Entscheidung zu seinen Gunsten aus. In seiner Rede unterschied Held sehr scharf zwischen denjenigen Demokraten, welche nichts weiter wüßten als Losschlägen, welche nur zu herrschen und zu decretiren verständen, und sich im Grunde nicht um das Volk bekümmerten, und zwischen ihm selbst, der sich ganz dem Volke hingebte, das Blut des Volkes möglichst schone u. s. w. Eine solche Zärtlichkeit der Demagogie für das „dumme Volk“ der lieben Berliner war ganz unerhört, der Pöbel zeigte sich gerührt

und liebkoßte den menschenfreundlichen Demagogen mit Bravo und Hurrahrufen, und weigerte sich in jenem Augenblicke entschieden seine Gegner, diese Blutsauger, zu hören. Ein lang entbehrtes Gefühl der persönlichen Sicherheit überkam das souveraine Volk, das immer noch einmal von der einen oder der andern Seite her als Kanonensfutter gebraucht werden könnte, es fühlte sich so wohl in seiner Haut und drängte sich immer dichter und dichter an den Redner heran.

Selb also wird vom Volke — trotz einer gewissen Bildung — noch tolerirt. Nicht gegen alle gebildeteren Personen jedoch ist das Volk so gnädig, und Mancher vermag sich nicht einmal dadurch Gehör bei ihm zu verschaffen, daß er seine ganze Menschenwürde vor dem goldenen Kalbe der Volksgunst in den Staub wirft. So kroch eines Tages ein schwächtiger junger Mann auf die Rednerbühne, welcher mit einer gewissen götzendienerischen Wollust erklärte, „er stelle sich unter die Volks=Justiz“. Vergebens! er erhielt nicht einmal die für diese wahnsinnige Aeußerung wohlverdienten Ohrfeigen von den schwielligen Händen der Arbeiter und mußte abtreten, ohne auch nur zu Worte gekommen zu sein.

Dahingegen schenkt das Volk denjenigen Sprechern,

deren Ruf aus dem demokratischen Club zu ihm gedrungen ist, bereitwillig in den Volks-Versammlungen Gehör; die Worte des Assessors Schramm zischen und pfeifen wie Flintenkugeln an seinem Ohre vorbei, und Edgar Bauer, der „Candidat der Theologie“, erndtet für seine im allerhöchsten Kanzeltone vorgetragenen radicalen Ideen lebhaften Beifall.

Ich fasse jetzt noch zwei der Clubs, welche in geschlossenen Räumen abgehalten werden, ins Auge.

Der Homeros der Berliner Vereinswelt, der Verfasser der Schrift „Die Clubs und Volksversammlungen Berlins bis zum Linden-Club hinab oder vielmehr hinauf“, stellt vom demokratischen Partei-Standpunkte aus folgenden Vergleich an zwischen dem constitutionellen und dem demokratischen Club: „Fern von jener merkwürdigen, aus den alten Zeiten herübergekommenen, vornehmthuenden Eleganz des constitutionellen Clubs, sucht dieser in der Vervollkommnung rein demokratischer, aber fester und würdevoller Erscheinung zugleich in sich selbst das Bild eines rein demokratisch freien, aber wohlgeordneten Staates im Kleinen zu erstreben, ohne von außen angelegten Zwang, durch keine zwitterhafte Etiquette, sondern durch mächtige Ausbildung von innen heraus. Man kam nicht zusammen“ — sagt der Ver-

fasser vom demokratischen Club —, „um einen Club zu bilden, sondern der Drang der Zeitumstände zu schneller Berathung und Bethatung (!) hat die Mitglieder, wie der Wind, zusammengetrieben und zusammengehalten. Sie bildeten einen Club, man möchte sagen: mehr eine permanente als in regelmäßigen Sitzungen wiederkehrende Versammlung, noch ehe sie daran dachten, einen regelmäßig wiederkehrenden Club zu bilden, dessen Entwicklung kein aus der Tasche gezogenes Papier bestimmt, dessen Wirksamkeit sich daher auch mehr nach innen concentrirt, als sich in prunkender Selbstgefälligkeit nach außen darlegt, wie dies der constitutionelle Club in unausgesetzten malerischen Berichten von sich selbst thut.“ Derselbe sagt ferner: „Der constitutionelle Club ist gemacht, um dem Hochdünkel gewisser, früher mit Auszeichnung genannter Personen zu genügen, zu glänzen und zu blenden. Er ist gemacht und darum ein unfruchtbares Zwittergeschöpf, von keiner Begeisterung getragen, kalt angehaucht von Verstandesglätte. Seine Mutter ist die Convenienz, sein Vater der abstrakte Gedanke.“

---

## 5.

### In Wien.

---

Ich unterbreche hier die Mittheilungen über Berlin, da ich mich zu Anfang des Octobers von Berlin nach Wien begab und den Leser einladen muß mir dahin zu folgen. Da ich die Ereignisse, deren Zeuge ich damals in dieser Stadt war, schon im zweiten Abschnitte meines Buches „Aus dem Kaiserstaat“ \*) zu schildern versucht habe, so gebe ich hier, um jede Wiederholung gewissenhaft zu vermeiden, wenig mehr als einige allgemeine Betrachtungen über den damaligen Zustand von Wien.

Wenn man jetzt an die Octoberrevolution zurückdenkt, so kann man sich nachträglich des Staunens über

---

\*) Wien, Carl Gerold, 1849.

die Zustände, deren Augenzeugen wir in Wien waren, nicht enthalten. Und zwar deswegen, weil man nicht einzieht, wie unter den dort gegebenen Umständen für die Dauer eine Existenz des Einzelnen, wie der Gesamtheit möglich gewesen wäre. Zwar irren diejenigen gar sehr, welche sich die Wiener Anarchie in schwarzen Farben ausmalen und sich das damalige Wien als eine Höhle des Lasters vorstellen. O nein, — wenn kein Recht mehr galt, so wurden die Menschenrechte um so höher geachtet und die Bruderliebe wohnte in den Herzen der Proletarier, die sich mit geladenen Büchsen durcheinander bewegten. Wien war damals ein Land der Seligen, es war eine glückliche Insel, der weiter nichts fehlte, als der Zusammenhang mit der übrigen civilisirten Welt, dessen nun einmal wir Söhne des neunzehnten Jahrhunderts nicht entbehren können. Diesen herzustellen und sich mit der Außenwelt wieder in die gehörige Beziehung zu setzen, hatte Wien nicht die Kraft. Um dies zu erreichen, hätten nicht allein die die Stadt umzingelnden kaiserlichen Truppen nach allen Seiten hin viele Meilen weit zurückgeschlagen werden müssen, damit die Straßen frei wurden; sondern es hätte auch alsdann noch ein ungeheures Maß von Energie dazu gehört, wenn Wien zur Prosa des ge-

wöhnlichen Daseins, wenn die Kaiserstadt zu Handel und Wandel, die Mobilgarde zum gewöhnlichen Wafsendienste hätte zurückkehren sollen. Wenn man Muerbach vorwarf, sein Buch über Wien mache den Eindruck, als wolle der Verfasser sagen: „ja, wäre nur der Windischgrätz nicht gekommen — was hätte dann nicht Alles noch in Wien Herrliches erblühen können!“ so trifft ihn dieser Vorwurf nicht sehr, da er von der Unfähigkeit der Führer der October-Revolution, von der Unreife des Volks vollkommen überzeugt ist. Aber wahr ist es, daß das Herannahen der kaiserlichen Truppen und die Einnahme von Wien mit einer gewissen Naturnothwendigkeit erfolgen mußte, um nur überhaupt einen politischen Zustand wieder herzustellen und uns von der Insel der Seligen, in welche Wien verwandelt war, herunter zu helfen. Zustände, bei denen der Student als solcher die erste Rolle spielt, verdienen offenbar nicht den Namen wahrhaft politischer Zustände. Das damalige österreichische Staatsleben war ein Phantasiegebilde aus Monarchie und Republik, und die Aeußerung jenes Arbeiters, der auf den Barrikaden ausrief: „So muß man sich plagen für seinen Kaiser!“ (Andere sollen das Bild des Kaisers auf den Barrikaden gehabt haben) war in der That

höchst charakteristisch. Hätten die bisherigen Zustände dauern sollen, so wäre es durchaus nothwendig gewesen, über Kurz oder Lang die Republik zu erklären. Hierzu aber fehlte es im Volke eben so sehr als zu einer energischen Vertretung der deutschen Sache an dem nöthigen politischen Bewußtsein. Ueber dem wesentlich vegetativen Leben, das man bis zum März in Oesterreich geführt, hatte als ein Jenseits die abstracte Metternich'sche Politik gestanden. Dieses Jenseits, dieser abstracte Wetthimmel über den Freuden des Wiener Lebens war jetzt verschwunden, die Politik war selbst in jenes Dasein hineingezogen, das noch immer nicht aufgehört hatte, ein wesentlich vegetatives zu sein.

Wenn wir nun nach dem Obigen in der Octoberrevolution mehr noch als in andern Revolutionen die eigentliche productive Kraft vermissen, wenn wir nicht einsehen, welche Frucht aus ihr uns hätte heranreifen können, so lassen wir doch, wie ebenfalls schon aus dem Obigen hervorgeht, der äußern Erscheinung und der schönen Form, in der diese Bewegung auftrat, die vollste Gerechtigkeit widerfahren. Auch denken wir, wenn wir der Octoberrevolution den eigentlichen politischen Inhalt absprechen, natürlich nur an das, was

praktisch etwa erreichbar gewesen wäre, oder doch nach Lage der Dinge hätte versucht werden können.

Daß es an demjenigen träumerischen Inhalte, der im Verlaufe der Weltgeschichte selten, wohl aber von Zeit zu Zeit „in einem Thal bei jungen Hirten“, oder da „wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Dual“ zur Erscheinung kommen mag; daß es an der Sehnsucht nach der „Freiheit, die ich meine“, kurz an den Idealen der Jugend nicht fehlte: daß selbst ihr Zeugen, Calabrese mit wallenden Federn und du, ganze Romantik einer frischen Jugend, welche diese Revolution so wunderbar mit ihrem Nebel umhüllt hatte!

Die akademische Jugend, welche im Vordergrunde der Bewegung stand, hatte bis zum Beginne der Bewegung für den traurigen Zustand der geknechteten Wissenschaft in stillen, mitternächtigen Stunden durch die Lektüre streng verbotener politischer Schriften ihren Geist genährt. Wer einige der jüngeren österreichischen Schriftsteller kennt, welche eine Zeitlang in Leipzig als Flüchtlinge lebten, weiß, daß selbst auf ihre Bildung Börne den wesentlichsten Einfluß gehabt hatte, wenn auch einer oder der andere, wie der geistvolle J. Kaufmann, später wesentliche Bildungselemente aus der

Kenntniß der großartigen germanischen Welt, wie sie jenseits des Meeres sich entwickelt hat, und Börne verschlossen war, in sich aufgenommen hat. Es läßt sich in den Schriften dieses jungen Oesterreichs ein förmlicher Börne=Cultus nachweisen, der sich bis auf die neueste Zeit hinzieht. Sogar in einer Charakteristik des Abgeordneten Fischhoff, welchen wir für den tüchtigsten der deutschen Abgeordneten der linken Seite des österreichischen Landtags halten, fanden wir kürzlich die Bemerkung, daß seine politische Bildung wesentlich auf dem Studium Börne's und der politischen Dichter beruhe \*).

---

\*) Wenn ich es vermeide, mich über die Wiener Persönlichkeiten des Reichstages und der Octoberrevolution auszusprechen, so wolle man dies hauptsächlich dem Umstande zuschreiben, daß bei den Meisten eben so wohl ihr späteres Geschick als ihr Talent in keinem Verhältnisse stand zu ihrem guten Willen und ihrer ehrenhaften Gesinnung, — nur bei einigen wenigen kann ich sagen: Charakter. Unter solchen Umständen vermeidet man, zumal im Hinblick auf eine lange Kette von Verfolgungen, gern ein Urtheil. Doch habe ich mich namentlich über Schuselka schon in der obengenannten Schrift ausgesprochen und über Jellinek wird man im nächsten Abschnitte einige Worte finden. Auch mögen wenigstens über Ginen Mann, der mir immer besonders interessant erschienen ist, weil er, ein katholischer Priester in

Die Macht, welche die Studenten erlangten, beru-  
hete darauf, daß sie nach oder vielmehr während der

---

seiner Weise gleichsam zwischen dem Reichstag, der Aula und dem Wiener Volke vermittelt hat, hier einige Worte stehen, über Fuster nämlich, dessen Erinnerungen (Frankfurt, J. Rüt-  
ten, 1850) mir übrigens noch unbekannt sind. — Unter den Abgeordneten des österreichischen Reichstages könnte man ihn wohl mit Hr. v. Berg vergleichen, jedoch eben nur, um bei einigen wenigen Ähnlichkeiten die Verschiedenheit des österreichischen Priesters von dem rheinischen herauszufinden. Das behagliche Wesen und das gemüthliche Untertauchen in den Strom der Zeit, nachdem man einmal der Priesterwürde mehr oder weniger entsagt hat, ist beiden gemein. Wie Herr v. Berg mit dem Berliner Volke, so hat Fuster mit dem Wiener den „schönen Sommer des Jahres 1848“ froh durchlebt. In der Gestalt ist zwischen beiden der Unterschied, daß Fuster, dem es ebenfalls an Wohlbeleibtheit nicht fehlt, zugleich ein hochgewachsener, ansehnlicher Mann ist. An Geist kann er sich mit Berg nicht von Ferne messen. Auch spielte er auf dem Reichstage keineswegs dieselbe Rolle, wie dieser in der Constituante und in der zweiten Kammer. Sein eigentlicher Wirkungskreis war die Aula und die Stadt Wien selbst. Fuster, der in Wien Universitäts-  
prediger war, wußte der akademischen Jugend einen förmlichen Cultus der Freiheit zurecht zu machen, bei dem ein gutes Stück der göttlichen Verehrung auf ihn selbst fiel. Als am 6. Juni eine Deputation eine Dankadresse der Steiermärker aus Graz überbrachte, erwartete Fuster in der Aula die Deputation auf der Kanzel. Der Führer der Deputation

Märzrevolution, damals, wo alle Verhältniſſe erſchüttert waren und das Heer ganz in den Hintergrund trat,

übergab ihm eine Fahne mit den Worten: „Indem ich die Fahne Ihren Händen übergebe, iſt ſie auch geweiht.“ Es lag ein eigenes Raffinement in der Art und Weiſe, wie dieſer Prieſter ſich an der öſterreichiſchen Revolution betheiligte. Keinen Schritt, den er that, that er als Menſch oder als einfacher Staatsbürger, ſondern jeden mit dem vollen Bewußtſein eines katholiſchen Prieſters, das ſich mit dem Freiheitsgefühl in ſeiner Bruſt gar wunderbarlich miſchte. Merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht eine Rede, die Füſter hielt, als eine von den Schulen zu Paris für die Wiener Aula beſtimmte Fahne mit den Worten in ſeine Hände übergeben wurde: „Empfangen Sie nun, hochwürdiger Herr, Verkünder der wahren Worte Gottes, der Worte der Freiheit und des Rechts, das mir anvertraute Gut. Viermal wehte dieſes Banner Frankreichs dem Morgenroth der Freiheit ſchon entgegen, ich übergebe es Ihnen“ u. ſ. w. Füſter antwortete: „Dieſe heilige Tricolore, die einſt Europa durchwanderte, die vier Revolutionen durchgemacht, die bei den vier glorreichen Revolutionen geweiht, befindet ſich jetzt in unſerer Mitte, von den Händen eines katholiſchen Prieſters geſchwungen.“ Füſter war jedenfalls für die Aula von großer Wichtigkeit. Ganz abgeſehen von jenem Cultus der Freiheit, den er einführte, war er auch der Mann, bei dem ein Wort zur rechten Zeit ſich einſtellte, und der jeder Deputation, welche auf die Aula kam, etwas Angenehmes zu ſagen wußte. Als am 27. Juni eine ſerbiſche Deputation auf die Aula kam, entließ ſie Füſter mit der tröſtlichen Verſicherung, „daß, wenn

plötzlich in geschlossenen Reihen als eine Achtung gebietende Corporation, mit den Waffen in der Hand, dastanden. Es war doch wieder etwas Festes, woran man sich halten konnte. Eben so beruhte das unbedingte Vertrauen, welches die Aula und später das Studentencomité beim Volke genossen, wesentlich darauf, daß nur die neue studentische Behörde gar keine Vergangenheit hatte, während alle anderen Behörden aus der so eben erst vergangenen Metternichschen Zeit vollständig compromittirt waren. Man wollte der alten

---

auch Einzelne die Serben nicht kennen, die Meisten, ja, ganz Europa, die Serben sowohl, als auch ihren unsterblichen Ruhm wohl kennen und zu schätzen wissen, indem die Serben viele Jahrhunderte hindurch für Oesterreichs Einheit ruhmvoll gekämpft und namentlich gegen die Osmanen,“ — woraus wenigstens hervorging, daß er selbst schon einmal einen Blick in die serbische Geschichte geworfen hatte. Pater Jüster war mit der Aula ein Herz und eine Seele. Man nannte ihn „das bemooste Haupt“ der Universität. Eines Tages ersuchte er die akademische Legion, diese „Goldjungen“ wie er sie nannte, ihn nicht mit „Sie“ anzureden, sondern, da wir alle Brüder sind, gradeweg mit „Du“ und er sagte, wer ihn in Zukunft mit Sie anrede, den würde er zum Donnerwetter jagen. Und Alles das als katholischer Priester! Laut und anhaltend erscholl aus dem Munde der Jünglinge hierauf der Jubelruf: Vivat Jüster! —

fluchwürdigen Bureaucratie für immer entfliehen und warf sich deshalb dieser Jugend in die Arme. Noch als im August oder September das Studenten-Comité im Wesentlichen die Rolle des Sicherheitsausschusses übernahm, waren alle eigentlichen Behörden in Wien, sofern sie in den Händen wirklicher Beamten waren, so sehr im Mißkredit, daß die Studenten vor sich selbst diesen Schritt in folgender Weise rechtfertigten: „Uns Ministerium kann sich das arme Volk mit seinen Bitten nicht wenden, denn diese Leute stehen erstens zu hoch, zweitens kennen sie auch noch zu wenig das, was dem Volke noth thut. Uns, die Studenten dagegen, kennt es schon (!) seit den Märztagen als Kämpfer für sein Recht — bedenken wir uns also nicht länger, die Gewalt in die Hand zu nehmen.“

Im April und Mai, und schon im März 1848 strömten der Universität Wien aus allen Theilen der Monarchie zahlreiche Dank-Adressen zu. So richteten unter andern drei Bauern aus Eberweiß auf der Herrschaft Heidenreichstein ein Dankfagungsschreiben „an die hohe Universität,“ worin sie „hoch zum Throne des „Allmächtigen emporjubeln,“ weil sie glauben, daß durch die Märzrevolution „die rauhen Behandlungen und Betrügereien der Obrigkeiten ein wenig gemildert

werden.“ Sie betrachteten, wie sie sagen, die Märzrevolution nicht als ein Werk der Menschen, sondern als ein Werk des Himmels, und bemerken, daß sie sich eigentlich verpflichtet fühlten, ihre Dankagung „mündlich und kniefällig am gehörigen Orte abzustatten“. Weil sie dies versäumen, glauben sie sich entschuldigen zu müssen und sagen: „Entfernung, Zeit und Vermögens-Verhältnisse erlauben es nicht.“ Als später die Studenten einige Anfechtungen zu erleiden hatten, gingen namentlich von Nationalgarden förmliche Loyalitäts-Adressen ein. Zahlreiche Deputationen kamen ferner auf die Aula, selbst Abgeordnete der fernerwohnenden Nationalitäten des Kaiserstaates. Am 6. Juli kamen sogar die Frankfurter Deputirten Heckscher und Rabeaux. Der Rector der Universität geleitete sie unter Glockengeläute in einem Hofwagen und sie traten unmittelbar vom Hofe aus durch den Haupteingang ein, eine Auszeichnung, welche keiner anderen Deputation zu Theil geworden war.

Das schon oben erwähnte Studenten-Comité entstand zu einer Zeit, wo die Ruhe, welche einen Augenblick in Wien herrschte, in den Studenten eine Sehnsucht nach der Rückkehr zu den Wissenschaften erregte. Die Universitätszustände waren von der Art, daß sie

allerdings einer vollständigen Reform bedurften, die Studenten beschloßen daher, selbst einen Studienplan zu entwerfen. Zu diesem Ende wählten sie aus jeder der dreißig Kompagnien der akademischen Legion zwei Mann und diese sechszig Personen bildeten das Studenten-Comité, welches so bald von seinem stillen und bescheidenen Zwecke abgelenkt und von der großartigen politischen Bewegung ergriffen wurde. Nach dem 23. August wählte das Studenten-Comité aus sich selbst einen Ausschuß, welcher seitdem mit dem Gemeinderathe und dem Reichstage bis gegen Ende der Oktoberrevolution an der Spitze des österreichischen Staates stand. Keine dieser drei Behörden hatte sich nur im Entferntesten solcher Zeichen der Anhänglichkeit von Seiten des Volkes zu rühmen, als das Studenten-Comité. Eines Tages erschienen drei Frauen aus der untersten Volksklasse und überbrachten hundert und zwanzig Gulden zur Anschaffung von Uniformen für Mitglieder der akademischen Legion. Durch eine Collecte bei Frauen ihres Standes hatten sie das Geld gesammelt. Ein andermal hatten Arbeiter von ihrem Lohne zu demselben Zwecke eine Summe erspart. In seiner Rathlosigkeit erschien ein Kind, das Vater und Mutter verloren hatte, im Studenten-Comité und wurde sogleich bei

einem anständigen Bürger, der gerade antretend war, untergebracht!

Den ersten Eindruck, welchen der Fremde, der nach Wien kam, von der Wiener Revolution erhielt, empfing er durch das lebhafteste Ausrufen der Zeitungen und Plakate auf den Straßen. Im Munde der Ausrufer war für jeden Titel, welcher auf den Straßen ausgerufen wurde, eine ganz eigene Melodie entstanden, und manche von diesen Melodien klingt mir noch jetzt in den Ohren. Eines Tages begegnete mir in einer der Vorstädte eine noch junge, sehr unschuldig aussehende Frau, welche einen sehr langen, aus mehreren Sätzen bestehenden Plakat-Titel ausrief, in dem, wenn ich mich recht entsinne, eine ziemlich anstößige Stelle von den Hosen eines Ministers vorkam. Der Titel allein schon war eine ganze Ballade, welche das Weib sich vollständig in Musik gesetzt hatte. Wer doch Zeit gehabt hätte, sich die Noten aufzuschreiben! Einer meiner Freunde, der ein besonderes Nachahmungstalent besitzt und als Süddeutscher der Aussprache der Oesterreicher näher stand, war besonders tief in den Geist dieser neuen Volksgefänge eingedrungen, und verstand besonders den Titel eines Plakates „Das neue Blatt, wie der Hornboßl ab'dankt hat“ und die Worte

„Charibari auf morg'n“ köstlich nachzumachen. Als er später einmal nach Berlin gekommen war und mit mir und einigen Berliner Bekannten die Leipziger Straße hinab nach dem Sitzungssaale der zweiten Kammer zu ging, überraschte er mich plötzlich, nachdem er sich vorsichtig umgesehen und sich überzeugt hatte, daß sonst keine Menschen in der Nähe waren, auf den Straßen von Berlin, indem er mit gedämpfter Stimme, aber mit der ganzen Behaglichkeit seines Wesens jene Worte zu singen begann. Er hatte nicht unrecht, wenn er, um unsern Begleitern einigermaßen zu verdeutlichen, welcher eigenthümliche Genuß für ihn in dem Ausrufen dieser Worte liege, ihnen erklärte: bei diesen Worten „schmecke ich Trauben,“ denn auch mir hatten sie plötzlich den ganzen gesegneten Herbst, den wir unter so seltsamen Umständen im schönen Oesterreich durchlebten, vor die Seele gezaubert, mit seiner ganzen Fülle von Obst und Wein, der zuweilen noch feucht war vom Thau, wenn wir, an den nebligen Herbstmorgen zuerst ausgehend und die neuen Anschläge an den Straßenecken lesend, sie ganz ungenirt in den Straßen von Wien verzehrten, während die Ausrufer schreiend von allen Seiten kamen.

Sollte einer meiner Leser sich wundern, daß ich so

viel vom Ausrufen der Plakate und Zeitungen rede, so könnte ich ihm schon das zu bedenken geben, daß dies in der That während der Oktober=Revolution einer der hauptsächlichsten Erwerbszweige für die niedern Volksklassen war. Wenn in Berlin, wo im Jahre 1848 ein abnormer Zustand niemals so zum Durchbruch gekommen ist, als dort, sich mit dem Verbreiten von Zeitungen und Plakaten vorzugsweise nur Kinder befaßten, von den Erwachsenen aber wohl nur diejenigen, die ein bequemeres Leben suchten, so erblickte man dagegen unter den Wiener Ausrufern Personen der verschiedensten Art und darunter starke, stämmige Männer, die wie Bauernknechte aussahen, offenbar bei einer tüchtigen Handarbeit, wäre solche zu erlangen gewesen, mehr an ihrer Stelle gewesen sein würden und ein Maaß von Fleiß und Energie zeigten, das bei ihrem Geschäfte komisch erschien. In dieser Hinsicht ist mir besonders ein Mann im Gedächtniß geblieben, der jeden Morgen um dieselbe Minute aus einer kleinen Nebengasse, wenn eben der Tag graute, mit einem Pack frischer Zeitungen auf den Platz stürzte, wo ich wohnte, indem er, starken und raschen Schrittes vorwärts eilend, unausgesetzt rief: „Gosfenzeitung! Gosfenzeitung!“ (Gassenzeitung!) Er hemmte kaum den

Schritt, wenn die Mägde von den umherstehenden Milchwagen und aus den Häusern herbei geeilt kamen, um zu kaufen, und indem er ihnen eiligst die feuchten Blätter hinreichte, rief er immerfort: „Goffenzeitung! Goffenzeitung!“

Während man so in der Stadt sich abquälte um geringen Verdienst, ging draußen vor den Thoren der Stadt die Donau ihren sichern Gang immer fort nach dem fernen Osten zu, — dieser gewaltige deutsche Strom, der, eine unerschöpfliche Quelle des Handels und des Gewinns, Oesterreich nicht sinken läßt und, verbunden mit der ganzen gesegneten Natur des Landes, es bis jetzt immer von dem Untergange errettete, dem die Beschränktheit und Herzlosigkeit seiner Diplomaten und der Mangel an tüchtigem Sinne für das öffentliche Leben beim Volke es so oft schon nahe geführt hat.

---

## 6.

### Eine Erinnerung an Robert Blum und Jellinek.

---

Bei den großen Begebenheiten, von denen wir in Wien während des Oktobers Zeugen waren, scheint im übrigen Deutschland das persönliche Auftreten und das Schicksal bestimmter Männer am meisten interessirt zu haben. Das Ganze hatte einen sehr fremdartigen Anstrich für den Fernstehenden. Nicht sowohl nach dem Detail der Ereignisse erkundigte man sich daher bei dem aus Oesterreich Heimkehrenden, als nach den Personen.

Vor Allem nach Robert Blum. „Haben Sie ihn in Wien gesehen?“ — das war in der Regel die erste Frage, welche man den Reisenden vorlegte. Und wer hätte ihn denn nicht gesehen, den behaglichen, starken Mann, wie er dasaß im Wirthshause vor seinem

Bierkrüge mit aufgeklopftem Oberhemd und Weste (er war wohl sonst gewohnt, im Wirthshause den Rock auszuziehen), so daß die Luft die breite Brust des Bechers fühlen konnte, mit großem Wohlgefallen die „gestopfte Pfeifen“ rauchend, die man in Wien vom Kellner bekommt, — umgeben von jungen Leuten in der Tracht der akademischen Legion. Es war im Café français, am ersten Abend, den er in Wien zubrachte, als er alle ihm zu Gebote stehenden Ueberredungskünste anwandte, und uns, das heißt zunächst einen meiner Freunde, mit dem er seit Jahren bekannt war, bewegen wollte, mit ihm eine Nacht bei der Flasche zu durchwachen. Als der Freund Einwendungen machte, sagte der Volksmann aus Leipzig und Frankfurt (es war kaum einige Wochen vor seinem Tode): Pah! da seht mich einmal an, wie frisch ich bin, und vier Nächte bin ich nicht zur Ruhe gekommen. Das kann auch nur Robert Blum, antwortete ihm der Freund. Wir gingen, und ich machte noch, wie ich zu thun pflegte, um mich an dem Singen und Tobeln zu ergötzen, das von den Wachtfeuern hinter den Barrikaden her ertönte, allein einen Spaziergang durch die Stadt. Später kam ich nochmals über den Stephans-Platz am Café français vorbei. Das gesunde, frische Wesen des be-

rühmten Parteimannes, der in Leipzig bei Zweckessen seine parlamentarische Laufbahn begann, seine Lebenslust und sein Behagen hatten mich heute ganz eigenthümlich angemuthet; ich trat noch auf einen Augenblick hinein, um ihn nochmals in seinem „Esse“ unter den Wienern dasitzen zu sehen. Er hatte sich so eben vom Kellner noch eine neue „gestopfte Pfeife“ geben lassen und bat die Gesellschaft, noch zu verweilen, bis er sie zu Ende geraucht haben werde. Die Wiener Demokraten ließen sich das gefallen und sprachen gewaltig viel Ueberspanntes und sehr viel Unsinn in den Mann der Frankfurter Linken hinein. Robert Blum schien sich doch nicht ganz in diese wunderliche Gesellschaft finden zu können. Er war, wenn ich nicht irre, noch niemals in Oesterreich gewesen. Er sprach wenig, und es ließ ihn auch Niemand zu Worte kommen. Alle wetteiferten in gesinnungstüchtigen, möglichst wohlgesetzten Reden, und besonders ein Ungar in seinem breiten magharisch ausgesprochenen Deutsch sprach in höchst sonderbar gebauten Perioden gar wunderliches Zeug. Da Alles Reden hielt, so hätte ich gewünscht, auch von Robert Blum eine solche zu vernehmen, und ich ließ die Gesellschaft, so gut es, ohne zu beleidigen, gehen wollte, ihr unschickliches Benehmen fühlen. Der

Magyar war gutmüthig genug, mich darauf wegen meiner Ruhe, wie er sagte, zum Präsidenten der kleinen Versammlung zu ernennen. Nun denn, sprach ich rasch, so gebe ich Herrn Robert Blum das Wort. Ich muß dies wohl ganz unwillkürlich mit feierlich erhobener Stimme gesprochen haben, denn ich freute mich herzlich, nicht allein all dem Geschwätz ein Ende machen zu können, sondern auch einmal eine Stimme aus Deutschland, aus Frankfurt zu vernehmen. Und zumal in dem lieben preussisch-sächsischen Dialekte, der bei Blum so scharf hervortrat. Zudem sah ich in Blum an diesem Abende gar nicht den Mann des politischen Extremis, ich sah in ihm wie vordem den Herausgeber der Vaterlands-Blätter, der so manches Unrecht bekämpfte, so Manches für die Freiheit that lange vor dem März, ich fühlte in seiner Nähe wieder etwas von der alten Achtung für ihn, die bei den meisten, welche die politischen Extreme nicht lieben, für ihn erst nach seinem Märtyrertode wiederkehrte. Mir ist es jetzt, als hätte ich schon eine Ahnung von demselben gehabt, wenn ich an diesen Abend zurückdenke. Der Volksmann schmunzelte, als ich ihm das Wort gab; die Gesellschaft stuzte einen Augenblick und wollte dann gern auf meinen Vorschlag eingehen; allein der

Ungar hatte es so nicht gemeint, er fing geschwind eine neue Periode an, und Robert Blum war nach wie vor der Einzige, der seiner Beredsamkeit ein aufmerksames Ohr schenkte. Alles, was ich mich daher von ihm selbst irgend Erhebliches gehört zu haben erinnere, war die Bemerkung: das deutsche Parlament in Frankfurt müsse aufgelöst und ein neues nach Wien berufen werden. Damals zog Fürst Windischgrätz schon seine Truppen um die Stadt zusammen — wer seine Augen nicht abichtlich verschloß, konnte bereits die Militär-Herrschaft heranziehen sehen und mußte das Schlimmste befürchten. Ich fragte Blum um seine Meinung über den Frankfurter September-Aufstand. Thorheit, rief er aus, eine Revolution in einer Stadt wie Frankfurt machen zu wollen! Was hätte man gehabt, wenn der Putsch gelungen wäre? Nichts. Revolutionen müssen in den Hauptstädten gemacht werden, da weiß man doch, was man hat: man findet die Archive, die Aktenstücke, die Stempel, Siegel, Staatsdruckereien und Alles vor; man braucht nur die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen, so werden die Provinzen folgen, und wenn man Ernst machen will, so braucht man sich um Kaiser und Könige nicht mehr zu kümmern.

Einen meiner Bekannten, ein Mitglied des Studenten-Comité's, hatte Blum in den letzten Tagen vor seiner Gefangennehmung auf seinem Zimmer (in „Rothem Igel“, wenn ich nicht irre) gastfreundlich bei sich aufgenommen. Der junge Mann wohnte nämlich in der Leopoldstadt und konnte, weil die Stadt selbst belagert war, nicht mehr in seine Wohnung gelangen. Er erzählte, daß Blum jeden Abend vor dem Einschlafen sich ein Gedicht von Schiller andächtig wie ein Gebet vorgelesen habe. Später, als der Student seine eigene Wohnung wieder beziehen konnte, schenkte Blum seinem Stuben-Cameraden den Band von Schiller's Gedichten, den er eigens von Frankfurt mitgebracht hatte zu dem Zwecke, seiner steten Gewohnheit gemäß sich Abends laut daraus vorzulesen.

Schwerlich wird man sich eine vollkommene Vorstellung davon machen können, wie tief die Hinrichtung Blum's uns alle, die wir in Wien an Deutschland hingen, erschüttert hat. Der frühere Redacteur der „Grenzboten“ trat ganz außer Athem in das kleine Zimmer im Gasthose zum heiligen Geist und verkündete der dort regelmäßig zu Mittag versammelten Gesellschaft in kurzen, abgebrochenen Sätzen das Vorge-

fallene. Alles erstarrte für den ersten Augenblick. Niemand wollte jedoch die Nachricht glauben.

Der Verkündiger der Hiobspost hatte indessen nicht die nöthige Ruhe, um das Nähere mitzutheilen. Er eilte zu Auerbach, der noch nicht anwesend war, und fing bei ihm an zu weinen wie ein Kind. Als er im „Heiligen Geist“ zur Thür hinausgegangen war, ballte ein junger österreichischer Beamter, der sich gewöhnlich in unserer Gesellschaft befand und dessen Freisinnigkeit mit einem tiefen Gefühl für die Ehre Oesterreichs Hand in Hand ging, hinter ihm her die Faust, schlug auf den Tisch und rief: der Mann solle sich doch bedenken, ehe er an öffentlichen Orten solche leichtsinnige Gerüchte aussprengt. Wir mußten ihn noch beschwichtigen und nahmen ihm das Versprechen ab, daß er den Namen dessen, der die hoffentlich falsche Nachricht gebracht hatte, nicht nennen wolle; denn nach einer neuen Bekanntmachung konnte jeder, welcher zur Verbreitung heunruhigender Gerüchte Anlaß gab, standrechtlich behandelt werden. Allein der Beamte wurde schon sehr kleinlaut, als draußen auf der Gasse uns halbfremde Menschen antraten, um uns die traurige Neuigkeit zu verkünden. Noch aber fehlte immer die Bestätigung der Wahrheit. Sie konnte nicht aus-

bleiben; denn niemals sah man in Wien so viele Offiziere an öffentlichen Orten, als gerade heute. Eine gewisse innere Unruhe (es war dies bekanntlich die erste bedeutende Hinrichtung) schien sie unter das Publikum getrieben zu haben. Sie antworteten jedem, der sie nach dem Vorgefallenen fragte, in einer Weise, die gleichsam eine gewisse Theilnahme gegen das Publikum verrieth. Jeder von ihnen kannte den ganzen Hergang sehr genau.

Am empörendsten unter allen Hinrichtungen war die der Journalisten Zellinek und Becker. Zellinek's verkümmerte Gestalt wird sich jedem tief eingepägt haben, der ihn jemals gesehen. Er war philosophisch gebildet, doch sehr confus. Er disputirte geru, war aber leicht aus dem Felde zu schlagen, wenn man ihn mit Wit und Satyre entgegentrat, die ihm, wie den meisten Philosophen, nicht zu Gebote standen, denen er selbst aber durch seine Ausdrücke und durch seine ganze Art und Weise, sich die Dinge zu construiren, unzählige Angriffspunkte bot. Aber er konnte dann sehr leicht noch einen Sieg erfechten, indem er den Gegner beschämte durch die Art und Weise, wie er dergleichen Angriffe aufnahm. Er sah ihm dann so kindlich heiter mit mildem Lächeln ins Auge und wartete so ge-

duldig und freundlich die Zeit ab, bis sein Opponent geneigt sein würde, zur ernsthaften logischen Erörterung der Sache zurückzukehren, daß er in diesem Punkte allen philosophischen „Lizilern“ als Muster dienen könnte, und zuweilen noch da, wo er schon aus dem Felde geschlagen war, eine völlige Ueberlegenheit zeigte. Diese und andere kleine Züge, deren wir uns von ihm erinnern, hängen mit der Seelengröße zusammen, die er von allen Opfern der Militär-Herrschaft beim Sterben am Meisten betrieß. Niemand hätte dies von dem verkümmerten Gelehrten, von dem verweichlichten Menschen erwartet, um so weniger, da die Aufrichtigkeit, mit der er seine Ansicht von den Dingen aussprach, wie er sie sich nun einmal zurechtgelegt hatte, ihn kurz vor seinem Tode sogar in den Ruf der Gemeinheit brachte. Er hatte nämlich erklärt, ihm fehle es an persönlichem Muth, seine Aufgabe sei es nicht, an den Barrikaden zu stehen, sondern zu schreiben; da er indessen doch für den Augenblick das Bedürfniß fühlte, sich an den Dingen, die unter seinen Augen vorgingen, zu betheiligen, so wollte er die Ausübung der Polizei in die Hand nehmen und den Redacteur eines Blattes, das den Croaten zuweilen etwas das Wort redete, im Namen des freien Staates verhaften.

Ich weiß nicht, ob er freiwillig hiervon abstand, oder ob man ihn daran verhinderte. Was den persönlichen Muth betrifft, so fand derselbe sich in dem Augenblicke bei ihm ein, wo es ihm klar wurde, wofür es zu sterben galt. Denn nachdem er verurtheilt war, legte er sich den Fall schnell im Geiste zurecht. Er brachte heraus, es sei gut, daß nun auch durch seine Hinrichtung die Juden und die Journalisten in Oesterreich einen Märtyrer haben würden, es müsse dies bei den späteren Zuständen des Landes an ihrer Lage noch einmal vergolten werden. Und in der That, sie können es gebrauchen! Nachdem er so die ideale Seite von seinem traurigen Geschieke glücklich herausgefunden hatte, starb er eines deutschen Denkers würdig. Die drei Jäger, welche die Büchsen anlegten auf diesen Hirsch (das bedeutet der Name Sellinek), trafen ihn schlecht, und er hat mehr Todesqualen ausgestanden, als alle Anderen. Der Himmel hat den Schmerzensschrei gehört, mit dem er hoch in die Luft sprang, als die Schüsse gefallen waren. Es heißt, daß man zuletzt mit Kolbenschlägen und Bayonnettsichen seinem Leben habe ein Ende machen müssen. Friede seiner Asche!

---

## Wiener Volksbühne.

---

Nach so schrecklichen Erlebnissen, wie jene Hinrichtungen waren, gab es für den, der allmählig nun auch die deutsche Sache in Oesterreich zu Grunde gehen sah, keinen Trost, — selbst das Wiener Volksleben, obgleich es ohne Zweifel viele gesunde Elemente in sich hat, die eine schöne Zukunft, vielleicht aber auch nur eine Kette von neuen erfolglosen Revolutionen versprechen, konnte ihn nicht gewähren. Dennoch wäre ich gern wieder in den Prater hinausgegangen und hätte mir dort im Volkstheater unter den Eichen an den ewig jungen Späßen über die Bureaukratie und die Polizei das Herz erfrischt, aber der Winter duldet diese Schwänke jetzt nicht im Prater, und wer weiß auch, ob das, was vor der Märzrevolution erlaubt war, unmittelbar

nach der Eroberung der Stadt durch die kaiserlichen Truppen erlaubt gewesen wäre. Wollte ich also den Wiener Volksgeist, der auf den Straßen rasch dem Croatischen Platz gemacht hatte, einmal wieder einigermaßen schalten und walten sehen, so mußte ich mich nach dem Karlstheater in der Leopoldstadt begeben.

Es werden jetzt leider dort vorzugsweise fade und lascive Stücke nach dem Französischen aufgeführt. Leicht könnte es indessen ein wirkliches Volkstheater sein, da seine Bestimmung darin besteht, das Lustspiel, und im Lustspiel besonders das lokale Element, die Posse, zu pflegen. Ein Hauptgrund von der Richtung, welche es eingeschlagen hat, mag wohl in der schauspielerischen Persönlichkeit des Director Karl liegen. Sein Spiel ist vollkommen nichtsagend, der Eindruck, den er macht, beruht nur auf seiner stattlichen Genäd'armenfigur, welche in den glatten französischen Stücken leichter ihre Rolle findet, als z. B. in einer tiefgemüthlichen Raimund'schen Posse. An jedem Abende, wo Herr Karl die Bühne betritt (und er spielt mindestens einen Abend um den andern; oft kommt er, voller Bravour, an der Spitze eines militärischen Aufzuges, etwa den Tambourmajorstab schwingend, auf

die Bühne marschirt), wird er vom Publikum mit Beifallklatschen begrüßt. Ob wirklich sein Spiel so sehr gefällt, oder ob der gemüthliche Wiener diese Huldigung im Karlstheater mehr dem Hausherrn darbringt, oder ob gar das arme Wiener Volk sich dadurch ihm als „Moann bei der Stadt“, als einflußreichen, außerordentlich servilen Gemeinderathe empfehlen will, gerade wie es im November dem vorüberreitenden Zellachich: Civio! zurief, habe ich nie recht in Erfahrung bringen können.

Von den Wiener Possen werden jetzt auf dem Karlstheater die Nestroh'schen am häufigsten aufgeführt, die freilich in künstlerischer und moralischer Hinsicht keineswegs über den französischen Lustspielen stehen. Was ihnen wenigstens in den Augen des Fremden einen gewissen Werth geben muß, ist das, daß sich in ihnen das Wiener Leben treu abspiegelt, — ein Leben, verkommen in Genüssen, wie es sich, bei der Fülle der sich anbietenden Vergnügungen, nur in einem katholischen Lande bei dem gänzlichen Mangel alles politischen Bewußtseins gestalten konnte. Zwei Hauptcharaktere kehren in allen diesen Stücken wieder. In beiden sehen wir jedesmal ein paar ächte „Wiäner Früchtel“, welche trotz der zwischen ihnen befestigten

Kluft der Stände doch durch den Hang zum Abenteuern und durch ihre Grillen mit einander in ein Verhältniß kommen. Beide haben schon Vieles durchgemacht, den Becher des Genusses bis auf den Grund geleert und sich wie der weise Salomo eine gewisse, hier sehr ergötzliche Lebensweisheit angeeignet. Der den höhern Ständen Angehörende, reichlich mit Vermögen ausgestattet, ist ziemlich blasirt, aber noch in den Jahren, die ihm Ansprüche an das Leben verstaten; er steigt daher von der Höhe, auf die ihn Geburt und Geld stellen, eine Stufe herab, um mit einer andern Menschenklasse sich möglichst zu amüsiren und, wenn das Glück gut ist, hier noch einmal ein ganz neues Dasein zu beginnen — zunächst sich zu verheirathen. Der andere dagegen, der sich gewöhnlich als Bedienter, (einmal sogar bei einem Marktschreier als Esel) vermiethet, hat durch seine vielen Lebenserfahrungen sich eine wunderbare Frechheit zu eigen gemacht, so daß er sich unter allen Umständen in die Brust wirft wie ein großer Herr und den vornehmsten und schönsten jungen Damen plötzlich seine Liebe gesteht. Jener erste Charakter wird auf dem Karlsruhtheater jedesmal von Nestroy selbst, dieser von Scholz dargestellt. Man sieht nun also, wenn der Vorhang in die Höhe

geht, Nestroy in Schuhen und im Frack, auch wohl im Schlafrocke, dahertanzen, zunächst wohl mit einem in Knittelverse gebrachten und in ziemlich freier Melodie vorgetragenen Monologe beschäftigt, worin er seine Sentenz und seinen Stand auseinandersetzt. Ist er hiermit fertig, so wissen wir so viel, daß der Held des Stückes ein Narr ist. Hierauf faßt er gewöhnlich seine grillenhaften Entschlüsse, z. B. sich mit dem ersten besten Frauenzimmer zu verheirathen, das ihm in den Weg kommt, und nun hat die Posse ihren regelrechten Verlauf, bis die Lebensgeister wieder in ihm erwachen, und er zum Schlusse noch eine leidlich vernünftige Parthie macht.

Was die Scholz'schen Rollen betrifft, so ist es schwer, sich von denselben eine rechte Vorstellung zu machen, ohne einmal die kleine untersekte Gestalt dieses Schauspielers, seinen strammen Gang und sein eigenthümlich freches Mienspiel bei diesen Rollen gesehen zu haben. Der Proletarier, den er in den verschiedenen Nestroy'schen Stücken darstellt, hat in der Regel schon weit mehr durchgemacht, als der reiche Herr. Er hat vielerlei versucht, war etwa Marchand de modes, hatte mehrere Frauen (eine davon sucht er vielleicht eben), aber nichts hat seinen Muth gebrochen.

Der dicke, von Gesundheit strotzende Kerl stellt sich nur krank und abgelebt, er coquettirt ferner stets eine schwächliche Sentimentalität und was der andern Dinge mehr sind, die mit seiner derben Natur im auffallendsten Widerspruche stehen. Seine Haupteigenschaften aber sind Egoismus und Selbstüberhebung.

Diese beiden Charaktere, wenn man sie nebeneinander auf einem engen Raume schalten und walten sieht, sind höchst ergötzlich. Sie kommen z. B. in Verhältnisse, wie folgendes. Beide haben Händel miteinander bekommen, jeder glaubt den andern erschlagen zu haben und jeder ergreift die Flucht. Der Reiche geht zu einem hübschen Bauermädchen bei seiner Gutsherrschaft, die ihn bei ihrem Vater als Knecht anbringt. Wir sehen ihn in Bauernkleidung bei der Arbeit. Der Proletarier dagegen hat sich sogleich an den Bauern selbst gewandt, den er seinen Freund nennt und der ihn verstecken soll. Von der Gutmüthigkeit seines Wohlthäters macht der derbe Kerl sogleich in der Weise Gebrauch, daß er, aus Furcht vor Entdeckung am ganzen Körper zitternd, sich stellt, als könne er vor Erschöpfung nicht gehen und dem Bauern zuruft: „Brüderle, Du mußt mich tragen, denn Du bist mein Freund.“ Der Bauer versteckt ihn im Backofen. Hier

nun aber kommt seine ganze Unverschämtheit an den Tag, denn er läßt seinem Retter, der ihn mit Lebensmitteln zu versorgen hat, auch nicht einen Augenblick Ruhe. Bald ruft er aus seinem Backofen: „Freund, bring mir a Wein!“ und wir sehen den Bauern mit einer großen bis zum Rande gefüllten Schleifkanne über die Bühne keuchen; bald ist diese wieder leer und er schreit nach einer zweiten Schleifkanne und dann ruft er aus seinem Backofen: „Brüderle, koch' mir a schwarzen Kaffee!“ — Als endlich der Irrthum an den Tag kommt, heirathet natürlich der Vornehme die Tochter des Bauern, der Proletarier aber geht wie gewöhnlich leer aus. Das höchste Glück, was ihm überhaupt begegnen kann, ist, daß er eine ihm davongegangene Frau wieder findet. Er zeigt sich dann sehr eifersüchtig, nimmt an allen männlichen Personen, die er für ihre Entführer hält, furchtbare Rache, ist aber, von Natur sehr zur Zärtlichkeit geneigt, mit dem wiedergesunden zarten Wesen sofort wieder Ein Herz und Eine Seele. Zuweilen auch muß er sich begnügen, sein Glück in dem Glücke einer gelegentlich wiedergesunden Tochter zu sehen, die sich mit dem Reichen verheirathet, und er weiß dann beim Niedergehen des Vorhangs in der zum Schluß von den Schauspie-

lern gebildeten Gruppe die Rolle des Schwiegerpapa's mit Anstand und Würde zu spielen.

Auch Raimund trat auf dem Leopoldstädter Theater auf — ob es schon damals Herrn Karl gehörte, weiß ich nicht. — Ziemlich häufig, aber im Vergleich zu den Nestroy'schen Possen, welche auf dem Karlstheater fast einen Abend um den andern gespielt werden, lange nicht oft genug, werden seine Stücke noch gegeben. Am Besten, so viel ich zu bemerken Gelegenheit gehabt habe, auf dem kleinen Josefstädter Theater. Zum Geiste des Karlstheater passen sie nicht mehr, die Schauspieler sind zu sehr an das Frivole gewöhnt. Der treffliche Scholz selbst (Nestroy tritt nur in den bezeichneten Rollen seiner eignen Stücke auf, für welche er eben so wenig schauspielerisches Talent bedarf, als ein Bajazzo es bedarf) faßt die Rollen aus den Raimundschen Stücken beinahe etwas zu grob auf und die falsche Sentimentalität, die er so meisterhaft darzustellen versteht, geräth mit der tiefen Melancholie, welche sich durch alle Raimundsche Stücke bis auf die untergeordnetsten Rollen hindurchzieht, doch etwas in's Gedränge. Er spielt gut wie immer, — aber wie könnte er, aus den Nestroy'schen Stücken an jene prätentiosen Liebeserklärungen gewöhnt, sich wohl ganz in

die Selbstzufriedenheit des Raimund'schen Bedienten hineinfinden, dessen ganze Seele nur den Einen Gedanken denkt: ich war zwei Jahr in Paris! der sich lebensüberdrüssig und vernichtet fühlt, als sein böser Herr ihm verbietet, diesen Gedanken noch ferner bei jeder Gelegenheit laut werden zu lassen, als dieser durch den Alpenkönig gebessert ist von ihm nichts wie die Erlaubniß zu dieser Redensart zu erbitten hat und da er sie erhält, wie von einer schweren Last befreit, in seiner Gegenwart in den Jubelruf ausbricht: ich war — ich war zwei Jahr — zwei Jahr war ich in Paris!

Eben so gut als die Nestroy'sche Komik ist auch der Raimund'sche Humor auf dem Grunde des Wiener Volkslebens erwachsen, beide bieten interessante Vergleichungspunkte dar. Ganz dieselben Voraussetzungen, aber das Resultat wie unendlich verschieden! Wir haben gesehen, wie Nestroy die Sittenverderbniß der großen Stadt, in der so mächtige Quellen des Verkehrs und des Genußes zusammenströmen, treu wieder spiegelt. Und Raimund? Wie ein bunter Falter hängt die reine Engelsseele dieses Schauspielers an der Blume der Sinnlichkeit des Wiener Lebens. Wie Nestroy das wüßte, so spiegelt er das kindliche Element, das hier mitten in der Fülle des Genußes nie verloren geht.

Wo viel Lust oder Leben ist, da ist auch viel Erfahrung oder Lebensweisheit. Wir finden sie bei dem kindlichen Raimund so gut als bei Nestroy. Raimund zeigt uns in seinen Allegorien den Verfall der Lebensfülle, der Jugendlust, er zeigt uns, wie Alter und Krankheit an den Menschen heran schleicht, und läßt dann neben den Greisgewordenen den Genius sich stellen, das „Brüderle fein“, das mit ihm aufgewachsen ist, — ewig jung, schlank, mit langen Locken, blühenden Wangen. Ach, ich wundere mich nicht, wie andere, daß dieser Komiker sich endlich vor Melancholie todtschoß, er, dessen Seele so den Verfall des Lebens angeschaut hat, wie er im „Bauer als Millionair“ es schildert, in dem der wohlhabende Mann, nachdem alle jene bekannten allegorischen Gestalten ihn in seiner Wohnung aufgesucht haben, sich endlich hilflos unter freiem Himmel hinausgezaubert sieht auf die Wiese, wo dicht vor seinem Gesicht die Hörner der gleichgültig weidenden Ochsen stehen. — Raimund hat moralische Zwecke, welche dem Zauberpossendichter ja wohl erlaubt sein können. In seinem „Alpenkönig und Menschenfeind“ werden die eingewurzelten Fehler des armen menschlichen Individuums förmlich mit allen Elementen, wie mit einer Koppel Hunde geheßt. Vergebens klet-

tert er auf einen Baum, — ein Wolkenbruch muß die Wasserkur an ihm versuchen, um den alten Adam in ihm gründlich auszurotten. Was hilft es aber, daß, nachdem die Kur gelungen ist, den Raimundschen Helden gewöhnlich auch noch, wie den Nestroy'schen, wenn sie von ihrer Blasirtheit genesen sind, ein kurzer Nachsommer des Glückes blüht? Der Dichter wirft damit nur auf kurze Zeit wieder den Schleier über einen Abgrund, den er selbst erst gelüftet hat.

„Und scheint die Sonne noch so schön,  
Am Ende muß sie untergehn.“

Diese Worte des Aschenmannes<sup>2</sup> enthalten den Kern der Raimund'schen Lebensweisheit. Das Aschenlied aber muß man in Wien singen hören und man muß wissen, welche Bedeutung es in vormärzlicher Zeit dort hatte, als es noch für etwas Großes galt, daß man es auf dem Theater unverkürzt singen und daher dort die darin vorkommende Betrachtung laut werden lassen durfte: Der Kaiser und der Bettelmann, sie seien beide demselben Menschengeschick unterworfen, der Tod bevorzuge keinen vor dem andern. (Ich habe das herzige Lied nicht zur Hand, sonst würde ich genauer citiren). Wie albern, wenn Nestroy vom Proletariat Gräfinnen anbeten oder seine Wüßlinge sich mit Bauer-

mädchen verheirathen läßt, um das Bedürfniß des gemüthlichen Wiener's zu befriedigen, die Kluft zwischen den verschiedenen Ständen in etwas ausgeglichen zu sehen. Der Kaiser ist ein Mensch wie wir, sagte Raimund, und damit traf er den Nagel auf den Kopf. Man ging in die Zauberposse, um diese einfache menschliche Wahrheit zu hören. O, Ihr wißt nicht, die Ihr niemals in Oesterreich waret, was das hieß und wie gut es war, daß dies zuweilen gesagt wurde!

Am Schlusse des Aschenliedes sang man in der Josefstadt einen eingelegten Vers: von Wien bis Berlin kenne jedes gefühlvolle Herz Raimunds Witz und Scherz. Er wurde noch am letzten Januar 1849, wo ich dort der Aufführung beirohnte, so inbrünstig beklatscht, daß ich mir sagte: Dieser Komiker hat nicht allein die kindliche Heiterkeit des Wiener Lebens verstanden, wie keiner, sondern es muß auch noch jetzt in seinen Liedern manche Betrachtung liegen, deren Aussprechen dem gedrückten Volke von Wien das Herz erleichtert, wie wenn ihm ein Stein von der Seele genommen würde.

## 8.

### Berlin im Frühjahr 1849.

---

Um die Zeit, wo die Kammern zum ersten Male in Berlin eröffnet wurden (es geschah am 26. Februar), war ich nach Berlin zurückgekehrt. Es war eine eigne Bewegung am Morgen des Eröffnungstages in den Straßen Berlins. Vormärzliche Gensd'armen gingen unter dem Volke umher. Neugierig blickte dieses durch die Eisengitter des Schlosses. Auf dem Schloßhofe sah man nichts als Constabler und Soldaten. Während des ganzen, für die Geschichte Preußens so wichtigen Tages konnte man auf Markt und Straßen in der Physiognomie des Volkslebens nichts entdecken, als einige von jenen feinen Zügen, wie man sie eben nur in Berlin bei feierlichen Gelegenheiten findet.

Sonst war es gar still in Berlin um diese Zeit, und im Vergleich mit dem „schönen Sommer“ des

Jahres 1848 mußte die Stadt wie ausgestorben erscheinen. Von dem souverainen Lindenklub haben wir im Februar und März noch einen Ueberrest entdeckt, — nicht an der weltberühmten Kranzler'schen Ecke, sondern in den engen Räumen des später eingegangenen Lesekabinetts in der Werderstraße. Dort nämlich versammelte sich zwischen fünf und sechs Uhr Abends regelmäßig eine ausgewählte Gesellschaft unter dem Voritze des Lindenmüllers. Die neue preussische Zeitung war der Stock, an dem sich jeden Abend die Versammlung krystallisirte, wie früher draußen unter den Linden an der Geschäftigkeit der Berliner Constabler. Schon mehrere Stunden vor dem Erscheinen dieser Zeitung füllten sich die Räume des Lesekabinetts, die Ungebuld der Versammlung wuchs, je näher der Augenblick heranrückte, wo mit dem Organ des Herrn von Bismark-Schönhausen auch der berühmte „Zuschauer“ erscheinen sollte. In der letzten Viertelstunde trat mit einer merkwürdigen Pünktlichkeit jedesmal ein ältlicher Jude im schäbigen Rocke, ein kleines Bündelchen unter dem Arme, ins Zimmer und nahm hinter einem Tische in der Ecke in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, Platz. „Nun, Väterchen, auch schon da?“ pflegte schmunzelnd ihn der Lindenmüller von seinem

Ehrenplage auf dem Sopha anzureden. Hierauf ging gewöhnlich ein wohlgekleideter, behaglicher, ältlicher Mann aus dem Bürgerstande, welcher die Zeit, bis man die ersehnte hereinbrachte, nicht erwarten konnte, ins Comtoir des Lesekabinetts und überreichte sie nach einiger Zeit dem Lindenmüller, der beim Vorlesen über jede Notiz des Zuschauers sogleich seinen Witz machte, wenn auch der Witz dieses Mannes hier in dem niedrigen Zimmer sich etwas mehr genirt fühlen mochte, als dies draußen unter Gottes freiem Himmel der Fall gewesen war. Erst als der Lindenmüller, früherer Vorgänge wegen, ins Gefängniß wandern mußte, und der Zuschauer der Neuen Preussischen Zeitung, wie die Demokraten klagten, zu schal wurde, hörte dieser Lindenklub zwischen den vier Wänden auf.

Wenn am 18. März sich einige kleine revolutionäre Gelüste zeigten, so wurde dagegen während der Zeit, wo die Kammern ihre Osterferien hielten, von einem Konditor der guten Stadt Berlin eine Lektion im monarchisch=constitutionellen Sinne gelesen. Er ließ nämlich auf einem Kollwagen eine Art von papiernem Thurm in der Stadt herumfahren, der mit lauter bunten Ostereiern bemalt war. Dazwischen konnte man lesen, daß der Konditor in dem frivolen Berlin 10000

Ostereier in feinem Laden ausgestellt hatte, daß er Ostereier in Sammet und Osterhühnchen auf dem Neste ankündigte, so wie brütende Hennen und Taubenpaare, — Alles zur Osterfeier in dem gottlosen Berlin. An dem Thurme aber war das Interessanteste die auf der höchsten Spitze desselben sitzende Bruthenne. Sie hatte eine Krone auf dem Kopfe, sah so ehrwürdig aus und schaute aus ihren großen Augen so klug und verständig darein, daß man sich gar nicht wunderte, wenn man unter ihrem Neste die Worte las: „Die Monarchie ist eine Henne, welche goldene Eier legt. Marechal Bugeaud.“

Damals, so lange die Kammern zusammen waren, war die Frage: ob Republik? ob Monarchie? immer noch in gewissem Sinne eine offene, an deren Lösung neben dem Betriebe seines Geschäftes zu theilhaben selbst der Spießbürger sich gedrungen fühlen mußte. Nach Auflösung der Kammern aber beunruhigte ihn nichts mehr, denn republikanische oder auch nur demokratische Ideen, wo sie aufstauchten, wurden einfach ausgewiesen. Auf der Polizei war eine eigene „Ausweisungskommission“ für Fremde gebildet, deren Name schon andeutete, daß bei ihr die Ausweisung Regel, die Ertheilung der Aufenthaltskarten aber nur eine Ausnahme

war. Diese Ausweisungskommission betrieb ihr Geschäft, wie die Guillotine, fabrikmäßig. Es war eine komische Scene, von der ich zufällig Zeuge war, als einst auf dem Polizeibureau ein Trupp Handwerksburschen eintrat, von denen einer, ein kleiner stämmiger Kerl, eine rothe Feder an der Mütze trug: „*Marsch, vor die Ausweisungskommission!*“ rief man ihnen zu, mit lachendem Gesichte ging der Rothe voran wieder zur Thüre hinaus und die andern folgten. Als ich später aus dem Polizeigebäude auf den Wolkenmarkt hinaustrat, standen sie dort alle beisammen und waren richtig schon ausgewiesen. — Dennoch mag gerade in dem weiten Berlin mancher arme politische Flüchtling sich in gutem und sicherem Versteck befunden haben. So hörten wir von einem politisch verfolgten Polen, der lange Zeit unangefochten in Berlin umherging und jeden Abend in sein Versteck zurückkehrte. Eines Tages hatte er sich verspätet und fand das Haus bereits verschlossen. Wie es in Berlin Sitte ist, rief er nach dem Nachtwächter, der die sämtlichen Häuser seines Bezirks öffnet. Aber ach, man hatte ihm gesagt, der Name des Nachtwächters sei Kopenhagen, im Munde des unachtsamen Polen verwandelte sich dieser Name in Constantinopel. Tief verletzt und zornig keuchte, sein schweres Schlüs-

selbnd vor sich hertragend, klingenden Ganges im langsam=taktvollen Wächterschritte der Constantinopel gescholtene Nachtwächter Kopenhagen heran, und zwischen ihm und dem Pole entstand alsbald ein heftiger Streit. Bald eilen die allgegenwärtigen Constabler herbei, der Pole wird als Ruhestörer verhaftet und später als ein polizeilich längst Verfolgter entlarvt.

---

**Persönlichkeiten der zum 26. Febr. 1849  
einberufenen zweiten Kammer.**

---

Große, öffentliche Versammlungen haben eben so gut ihre bestimmte Physiognomie, als einzelne Menschen. Was den Parlamenten des vorigen Jahres zu Wien und Berlin ihren bestimmten Charakter verlieh, waren die Männer in Bauerntracht, denen eine im tiefsten Grunde aufgewählte Zeit ihren Platz in den constituirenden Versammlungen angewiesen hatte. Als diese aufgelöst wurden, schnürten sie ihr Bündel und gingen heim. Wir fanden sie diesmal in der zweiten Kammer nicht wieder, und so waren es nur die Gesichtszüge der Einzelnen, was ihr ihre Physiognomie verleihen konnte. Nicht jedes Gesicht aber ist geeignet, hierzu erheblich beizutragen, das unbedeutende verschwindet ganz. Auch das Verhalten der Einzelnen kommt wesentlich in Betracht. Wer, wie Schaffranek, mit im-

mer gleichmäßiger Miene fortwährend an einem so wichtigen Punkte, wie der Ministertisch, in ferkengerader, säulenartiger Haltung steht, oder, wie Herr von Berg, mit einer gewissen Regelmäßigkeit in einem bestimmten, nicht allzugroßen Umkreise, zumal nach der Mitte des Hauses zu, sich zu bewegen gewohnt ist, muß zuerst die Aufmerksamkeit des zuschauenden und zuhörenden Publikums auf sich ziehen. Auch wir werfen hier den ersten Blick auf Herrn von Berg.

Wenn man ihn eine Zeit lang beobachtete, so kam er einem vor, wie die Knaben auf jenen Bildern, unter denen geschrieben steht: froher, als ein König! oder: schmeckst du prächtig! Kein Vater Kellermeister kann in seinem von Ephen umwachsenen Kloster behaglicher aussehen, als dieser Kaplan in der zweiten Kammer. Herr von Berg fühlte sich hier wahrhaft behaglich. Er erinnerte sich mit Vergnügen an die Zeit, die er „den schönen Sommer hindurch“ (1848) mit der Nationalversammlung und dem Volke in Berlin durchlebt hat. Sein mürrisches Gesicht war lediglich für die Minister bestimmt.

Früher mag er es so von der Kanzel herab seinen Weichkindern gezeigt haben. Im Zwiegespräche mit Männern seiner Partei heiterte es sich plötzlich auf,

und wie der Mond rasch durch Wolken bricht, so trat bei ihm an die Stelle einer finsternen Miene ein Schalks-  
 gesicht, er klopfte seinem Nachbar auf die Wangen und  
 trieb sonst allerlei Poffen. Dies that der Caplan  
 sogar auf der Tribüne hinter dem Rücken des Präsi-  
 denten, an dem Tage, wo er zum ersten Male in der  
 zweiten Kammer Berichterstatter war, wie er sich denn  
 überhaupt an diesem Tage vor Behagen gar nicht zu  
 lassen wußte. Der Vortrag des Herrn von Berg ist  
 sehr monoton und gleichsam so eingerichtet, als sollten  
 sich seine Worte an den Säulen eines Tempels bre-  
 chen. Schade, daß in der zweiten Kammer das Echo  
 fehlt, das der Caplan um die Säulen langsam nach-  
 kommen lassen zu wollen schien, wenn er eine seiner  
 wenigen Modulationen in der Stimme anbrachte.

Herr von Berg hat ohne Zweifel auf den ganzen  
 Ton der Reden in der zweiten Kammer überhaupt den  
 bedeutendsten Einfluß gehabt. Es herrschte nämlich in  
 dieser zweiten Kammer, von der wir übrigens die beste  
 Meinung hatten, ein gewisser Conversationston vor,  
 durch den schon die Reden der früheren preussischen  
 Vereinbarerin von dem Erzgusse der Frankfurter Par-  
 lamentsreden nicht eben vortheilhaft abwichen.

Herr von Kirchmann erwartete das Heil unseres

Waterlandes nicht von beratenden und beschließenden Versammlungen, sondern tröstete sich mit der Aussicht auf einen europäischen Krieg. Heißt das nicht, sich über den Verfall der Erde mit den Wolken trösten, die am Himmel heraufziehen? Uebrigens ist der Mann ohne Leidenschaft und spricht in etwas sächsischem Dialekt.

Zu den Personen, welche man vorzugsweise Originale nennt, gehörte in der zweiten Kammer Herr Thiel, dessen lange Figur man regelmäßig in juristischen Fragen von der Linken her der Rednerbühne zuschreiten sah. Nach einzelnen Sätzen, die wir von seinen Reden verstanden haben, ist er ein Mann von wahrhaft sprudelndem Humor. Bei seiner dünnen Stimme vermag Niemand seinem Vortrage vollkommen zu folgen. Merkwürdig war nun die Ausdauer und die stets gleichmäßige Miene, mit der er, nur sich selbst genügend, seine langen Reden hielt. Während der fortwährenden Unaufmerksamkeit, dem Gesumm und Gelächter der Versammlung macht der Lange auf der Rednerbühne, mit einer wahren Kinderstimme, seine stillvergnügten Justizwize vor sich hin, stellt, um das Ministerium zu ärgern, komische Rechenexempel auf, in denen ganze Justizbehörden mit derselben Geschwindigkeit, wie wenn man zwei von zwei subtrahirt, von

der Oberfläche der Erde verschwinden, und verläßt dann endlich unter dem Beifall der Wenigen, welche hin und wieder ein paar Worte verstanden haben, die Rednerbühne.

Ein Original bedenklicherer Art ist der berühmte Dierschke. Seine Reden haben das Eigenthümliche, daß sie stets ganz verständig und maassvoll anfangen; erst wenn Dierschke eine Zeit lang auf der Rednerbühne gestanden hat, setzt er sich dort in die rechte Position, um das Universum anzubellen. Ritter Dierschke verwandelt dann die Rednerbühne in seine feste Burg, auf der er sich festzusetzen sucht, als „aller Welt Feind.“ Seine Reden sind dann gar verwunderlicher Art, es schwirren Lerchen, Nachtigallen und allerlei anderes Geflügel daraus auf. Dabei aber kann man auch in solchen Augenblicken noch nicht sagen, daß sie unvernünftig seien; wie mich denn Dierschke überhaupt immer an das wahnsinnige Flämmchen in den „Epi-  
gonen“ erinnert, welches sich Carl Immermann selbst charakterisiren läßt mit den Worten: „Siehst du, ich rede vernünftig! Das kommt daher, weil ich kein Kind mehr bin.“ Ja, ja, daher kommt es!

In der letzten Zeit sah man Dierschke in der Kammer immer sehr tief sinnig. Wie er behauptete, waren

seine Zettel, mit denen er sich als Redner meldete, „unter den Tisch geworfen.“ Schwermüthig betrat er eines Tages, auch ohne das Wort zu haben, die Rednerbühne, und da ihn der Präsident mit der Glocke herunterklingelte, ging er zögernden Schrittes die Stufen hinab, indem er wiederholt den Kopf schüttelte und um das Wohl des Landes ernstlich besorgt zu sein schien.

Dies Kopfschütteln erinnert mich an den alten Herrn Effer. Es wurde gerade über die Gesetzbvorlage in Betreff des Versammlungsrechtes debattirt, da kam der steinalte Mann mit langsamen, ehrwürdigen Schritten auf die Rednerbühne. Seine Worte waren nicht zu verstehen, aber immerfort schüttelte er über diese Gesetzbvorlagen mit dem Kopfe. Plötzlich rief Herr Grabow den alten Herrn zur Ordnung, oder bedeutete ihn doch, daß er sich in den parlamentarischen Gränzen halten möge. Ob er wirklich etwas gesagt hat, was ihm die Rüge zuzog, oder ob sie wegen des fortwährenden Kopfschüttelns erfolgte, weiß ich nicht. Jedenfalls aber war der freisinnige Greis auf der Tribüne eine höchst liebenswürdige Erscheinung.

Der bedeutendste Redner der Linken war Waldeck. Hatte er auch nicht die Gabe, den Standpunkt seiner

Partei selbst zu läutern und weiter zu bilden, begegnete man daher in seinen Reden keinem eigenthümlichen großartigen Urtheil, so mußte er dagegen durch Leidenschaft und flammende Begeisterung die Gedanken, welche er sich einmal angeeignet hatte, ihrer Verwirklichung im Staatsleben bedeutend näher zu bringen. Welche Energie liegt in den Worten, die er sprach zur Zeit, als die Nationalversammlung durch Waffengewalt von einem Lokal in das andere getrieben wurde: „Nicht die Mauern, nicht die Steine bilden die Nationalversammlung, sondern wir mit unsern Gedanken, wir mit unsern Willen, wir mit unsern Herzen für das Volk bilden die Nationalversammlung.“

Als Redner hatte Waldeck nicht die Gabe, durch größere oder kleinere, stets wirksame Stegreifreden zu glänzen. Man mußte sogar vermuthen, daß seine Reden memorirt waren. Aber der Vortrag zeigte, daß sie deshalb nicht weniger von Herzen kamen. Waldecks Sprache war immer hochpoetisch und seine Bilder, die er oft aus dem Leben der Völker, von ihren Sitten und Gebräuchen hernahm, stets bedeutend. Unbeschreiblich war der Eindruck seiner Worte, als er in seiner Gründonnerstagsrede verlangte, daß der zu wählende Kaiser ein Diener des Volkes sein müsse, und sich da-

bei auf die Sitte der Fußwaschung in Oesterreich berief, nicht ohne die eingestochene Bemerkung: „Ich weiß nicht, ob man auch heute in Oesterreich mit dem armen zertretenen Volke diese Ceremonie vornehmen wird — es wäre eine bittere Ironie, wenn es geschähe.“

Mit dem großen sittlichen Ernste, mit dem gewaltigen Borne und dem edlen Pathos, das in seinem Wesen vorherrschend ist, stand er stets wie ein Priester da auf der Rednerbühne, welcher der Göttin der Freiheit opfert.

Wenn schon die Erinnerung dessen, der jetzt an jene zweite Kammer zurückdenkt, vor vielen anderen bei Waldeck verweilt, so wird sie mit noch größerer Theilnahme bei Gottfried Kinkel verweilen, den das traurigste Loos getroffen von allen, die damals auf den Bänken der Linken beisammen saßen. Unter den „vom Zeitenstrom am weitesten Verschlagenen“ war auch Carl Grün. Auf der Rednerbühne seltsamer Weise eine etwas pedantische Erscheinung: denn der Mann mit der Brille, der den Ministern so arge Dinge sagt, beugt das Gesicht jeden Augenblick auf das Blatt Papier nieder, das er in den gesticulirenden Händen hin und her bewegt. Es scheint, nicht sowohl als ob

er etwas ablese, sondern als ob er seine Rede hier öffentlich vor den Augen des Publikums memorire.

Wenden wir uns zur rechten Seite des Hauses, so verdiente hier wohl die äußerste Rechte zuerst unsere Aufmerksamkeit, weil sie in der That die meisten bedeutenderen Persönlichkeiten aufzuweisen hatte. Von Schwerin's behaglicher Gestalt hat man mit Recht gesagt, daß sie nicht einem Grafen, sondern einem Pachter anzugehören scheine. Herr von Bodelschwingh gleicht dem Professor Tholuck auf ein Haar, nur kräftiger und berber ist seine Gestalt. Graf Arnim ragt weit über die Rednerbühne hinaus, wie wenn man eine schlanke märkische Tanne auf dieselbe hingestellt hätte. Die frischeste Erscheinung auf der äußersten Rechten ist Graf Renard, der Greis, dem das aristokratische Vollblut noch die Wange roth färbt.

Wenn Graf Biethen's hohe und wohlbeleibte Gestalt der Rednerbühne zuschritt, so wurde er schon von seinem Sitze aus von den neugierigen Augen der Anwesenden begleitet, denn es lag schon in seinem ganzen Auftreten, in dem „strammen“, phlegmatischen Gange mit den nach auswärts geworfenen Beinen etwas ganz eigenthümlich Aristokratisches, das den Bürger des neunzehnten Jahrhunderts im höchsten Grade über-

raschen mußte. Stand nun der Herr Graf auf der Tribüne, so schlug er zunächst die Augen nieder, bückte sich dann etwas und legte die beiden gleichmäßig nach beiden Seiten hin ausgestreckten Hände auf die Rednerbühne nieder, richtete sich dann plötzlich wieder auf, gerade wie ein Schwimmer, der mit ausgestreckten Händen in's Wasser gesprungen ist und nun wieder auftaucht. Nachdem dies Manöver beendet war, fing der Herr Graf seine Rede an, und die Zunge unseres Abgeordneten begann zu knarren, wie das Burgthor eines alten Ritterschlosses in seinen rostigen Angeln. Nachdem nun die Rede beendet war, trat der Graf in eben so charakteristischer Weise, als sein Hinzug erfolgt war, den Rückzug an. Ein zufriedenes Lächeln fehlte dabei niemals auf seinem Gesichte.

Wir verlassen jetzt die äußerste Rechte. — Ueber Vincke läßt sich nicht mit so wenigen Worten reden. Ich begnüge mich daher nur, aus einem Aufsatze in der „Europa“ folgende Worte über ihn hervorzuheben: „Ehre heißt sein Schild, Stolz sein Helm und sein Schwertschlag der Muth einer großen Sache. Ohne Vincke fehlte der Rechten der active Held, dem Staate Preußen der Hort, der Linken das Centrum ihres Bornes, der ganzen Kammer der Glanz. Vincke

imponirt der Linken durch seinen Scharfsinn, der Rechten durch seinen Freisinn. Die Schlagkraft dieses parlamentarischen Helden sucht ihresgleichen. Auf dem Rechtsboden erwachsen, in preussischer Zucht geschult, hat dieser reifige Sohn Westphalens, ein Kampfbahn erster Größe, in der Paulskirche gelernt, daß eine große Sache Herz und Geist weit und groß macht, Vaterlandsliebe allein dem Scharfsinn seinen Hort und dem Eifer sein rechtes Feuer giebt. Vincke ist ein Redner und ein Staatsmann im großen Style.“

Das Centrum können wir nicht übergehen. Es war ein großer Uebelstand, daß dasselbe gar keinen bedeutenden Redner hatte. Man hätte doch wenigstens erwarten können, daß die Abstimmungen desselben ein wenig motivirt wären, da man wußte, wie es den Ausschlag zu geben pflegte. Da nun auch in diesen Abstimmungen nicht immer deutlich ein Prinzip sich erkennen ließ, so blieben seine Abstimmungen uns zuweilen psychologische Räthsel. So haben wir denn von den Centrumsmännern auch nur wenige von Ansehen kennen gelernt. Immermann aber (der Bruder des Dichters) war eine höchst charakteristische Erscheinung. Das wahrscheinlich stets über die nächste Abstimmung sinnende Haupt in die rechte Hand gestützt,

saß er da, den Oberkörper in seiner gebeugten Haltung unbehaglich bald auf die eine, bald auf die andere Seite neigend, kurz, auch in seiner äußeren Erscheinung ganz das „Zünglein an der Waage,“ als das man ihn aus den Abstimmungen der zweiten Kammer kennt.

---

## 10.

### Preussische Feste.

---

Während des Beisammenseins der zum 26. Februar einberufenen Kammern erstarkte außerhalb derselben das specifische Preussenthum mehr und mehr. In Berlin wurde im Laufe des Monat August zu dem an sich höchst löblichen Zwecke einer Sammlung für die in der Pfalz und Baden invalide gewordenen Soldaten ein großartiges Concert in Tivoli veranstaltet. Unzählige Fahnen wehten hier dem Eintretenden entgegen, darunter auch merkwürdiger Weise die schwarz=roth=goldene. Der Pavillon rechts war für den Hof eingerichtet und das niedrige Vorderzimmer an den Seiten ganz mit Grün ausgelegt. Wenn ich dergleichen sehe, so pflege ich Prinzen und Prinzessinnen zu beneiden, daß selbst die Natur ihnen ihre Huldigungen darbringt und

im Sommer ihr Grün ihnen in's Zimmer sendet um dieses zu fühlen. Wen ich aber nicht beneidete das war der Schwiegervater eines bekannten politischen Dichters. Er stand nämlich mit drei vom Treubund, dem Veranstalter unseres Festes, für heute gemietheten Dienern im Empfangszimmer des Pavillons und übte mit diesen, welche in ihren schwarzen Strümpfen und Schnallenschuhen wie Halloren aussahen, die Verbeugungen ein, welche er als bestellter Empfänger des Hofes bei dessen Ankunft zu machen gedachte. Namentlich auf dem breiten Gesichte des einen von diesen drei Dienern lag so viel Ernst und loyale Feierlichkeit, daß er wie eine Säule menschlicher und göttlicher Ordnung dastand, wobei denn freilich die immer wiederkehrenden Verbeugungen sich sehr komisch machten. Der alte Herr ließ sich jedesmal erst von allen seinen drei Lehrmeistern eine Verbeugung vormachen, ehe er selbst Eine machte und bewies auch während der Verbeugung jedesmal noch so viel würdevolle Zurückhaltung als möglich; aber dennoch, als der Hof nun wirklich kam und seine Verbeugungen tiefer und bedeutungsvoller wurden, kam mir plötzlich das Bild seiner Tochter in den Sinn, wie sie kühn in ihrem Wägelchen den verfolgten Dichter, den sie unter dem Sprigleder verborgen hat, aus dem Tref-

fen entführt und ich sah im Geiste, wie sie die Peitsche schwang und hörte, wie die Räder in die Ferne rollten und dachte: Fürwahr, der Apfel fällt doch zuweilen sehr weit vom Stamm!

Der König übrigens erschien gar nicht, obgleich der Treubund sich von Stunde zu Stunde auf seine Ankunft vertröstete. Auch sonst blieb gar Mancher aus, der seine Karte gelöst hatte und ganz vergeblich war der Heidenlärm, den ein Mitglied des Treubundes machte, als er bemerkte, daß die Stühle zwar numerirt seien, daß aber die Zahlen hier bunte Reihe gemacht hatten. Er konnte sich mit seiner Ehehälfte setzen, wohin er wollte, denn die meisten Stühle blieben leer! — Ueberhaupt war das Concert nicht sehr besucht, nur an Constablern war durchaus kein Mangel. Was beabsichtigte die Polizei, indem sie die Kinder von Kühlwetter's Laune, diese Belustigungen des Verstandes und Witzes der vorjährigen Straßen = Demokratie, so zahlreich hierher schickte? Wollte die Polizei durch eine imposante Vertretung dem Treubund eine zarte Aufmerksamkeit erzeigen? Was aber das eigentliche Publikum betraf, welches eine zu weit gehende Allgegenwart der Polizei nun einmal nicht liebt, so hätte bei diesen, von denen jeder einen Gulden bis einen Thaler Entré bezahlt hatte,

doch wohl der vor einem Jahre von Vater Karbe ausgesprochene Wunsch: daß jeder Berliner sein eigener Konstabler sein möge, in Erfüllung gehen können.

Am 23. August fand ein Fest zur Erinnerung an die Schlacht in Großbeeren statt. Warum ich dahin mit dem Treubund hinausgefahren bin? Ich könnte antworten: um die Reaction im Walde zu sehen; aber ich will aufrichtig sein und bekennen, daß ich zugleich die Absicht hatte, einmal ein märkisches Volksleben zu sehen. Wie nämlich vor Kurzem in Oesterreich eine Zeitschrift angekündigt wurde, mit der für die Abonnenten ein Speisehaus, eine Schwimmanstalt, eine Versorgungsanstalt und eine Ruhmasssecuranz verbunden sein sollte, so ist der Treubund für die Berliner ein „Mädchen für Allen“ geworden, indem er sich verschiedene Abtheilungen gegeben, von denen auch eine für Volksfeste zu sorgen hat. Versteht sich, der blaue Himmel und die gesunden Beine der Burschen und Mädchen auf dem Lande müssen das Beste daran thun. Knüpft man ein solches Volksfest nun gar an eine große historische Erinnerung, so kann es, wie wir in Großbeeren gesehen haben, dem Treubund in der That gelingen. Die großen Erinnerungen der Befreiungskriege leben ohnehin als specifisch-preussische im Volke. Vielleicht schon

deshalb, weil der Kämpfer niemals einen Ueberblick über den ganzen Zusammenhang einer nationalen Erhebung hat, und nur an das Nahe und Nächste denkt, wofür er kämpft, sind diese Erinnerungen als specifisch = preussische ins Volk übergegangen, und so kann es uns nicht wundern, daß an diesem Tage alles Volk dem Treubunde zuströmte.

Der erste Extrazug, mit dem ich nach Großbeeren hinausfuhr, faßte vier und zwanzig Wagen. Im freien Felde, eine kleine Viertelstunde vom Bahnhofe und eben so weit von dem seitwärts von der Bahn gelegenen Dorfe wurde Halt gemacht und ausgestiegen. Eine alte, anständig gekleidete Frau, welche vielleicht am Schlacht-tage in Berlin gefessen und gezittert hatte, fühlte sich jetzt schon hier durch das Fest so angeregt, daß sie auf einmal ihr Kleid ein wenig vom Boden aufhebend, zu der Musik zu tanzen begann und zur Verwunderung der Umstehenden sich tanzend durch die verschiedenen Gruppen der von Berlin gekommenen Personen hindurchbewegte. Während dessen hatte der Treubund auf dem Stoppelfelde seine schwarz = weißen Fahnen entfaltet und bemühte sich vergeblich die Anwesenden zu bewegen sich ihm anzuschließen und so mit ihm im Zuge nach Großbeeren zu marschiren. Die Meisten dachten

dabei wie Gretchen als Faust ihr vor der Kirche Arm und Geleit antrug, und gingen allein ihres Weges. Der Treubund, oder vielmehr die mit dem ersten Zuge gekommenen Mitglieder desselben sahen sich daher, um in imposantem Zuge nach Großbeeren einzuziehen, genöthigt, dort stehend die Ankunft des zweiten Extrazuges zu erwarten.

Die Zahl der in Großbeeren aufgeschlagenen Wirthsbuden war gewiß so groß wie die Zahl der Wagen, welche den ersten Eisenbahnzug bildeten, und dennoch reichten sie bei den vielen anlangenden Fußgängern und den vielen mit drei bis vier Pferden bespannten Bauernwagen, welche in Großbeeren hereinfuhren, kaum hin, um die Gß- und Trinkluft der Anwesenden zu befriedigen. Neben und zwischen diesen Buden hatte sich nun Alles eingefunden, was zu einem rechtschaffenen Markte gehört. Vor den Spielbuden standen die Besitzer, die ihre Versprechungen kühn und unablässig in die Menge hinschleuderten. Einer setzte, wie ein Canarienvogel zwitschernd, seiner Anpreisung jedesmal die Worte hinzu: „Immer lustig, lustig, lustig!“ und das ließen auch diejenigen sich gesagt sein, welche sonst nicht auf seine Worte zu hören schienen. Auch ein Gypsfigurenhändler kam, der auf seinem Kopfbrette nichts als Blüchers

und Napoleons trug, und bewegte sich behutsam durch das Gedränge. An Leierkasten, welche von Männern mit Kriegsdenkmünzen gespielt wurden, fehlte es auch nicht am Erinnerungstage der Schlacht bei Großbeeren, und wen hätte nicht heute das Soldatenloos, das so traurig werden kann, wenn einmal die Kraft aus Armen und Schenkeln gewichen ist, auf's Tiefste ergriffen? Zwar die Invaliden, denen es gelingt, nach Beendigung der Dienstzeit in ihr fernes Dorf zurückzukehren, wo sie noch den Stamm ihrer Familie vorfinden, können dort oft noch gute Tage erleben, und sogar oft noch eine Rolle spielen. In einem Halberstädtischen Dorfe spielten einst die aus dem 7 jährigen Kriege zurückgekehrten Soldaten trotz ihrer Sonderbarkeiten (einer z. B., der Zitherscher Husar gewesen war, ritt beständig, wie Kinder, auf seinem Stocke) die Herrn, sie hatten sich, rein durch Gewalt, in der Kirche eine ganze Prieche angemast, wohin Niemand kommen durfte, der nicht ein „Siebenjähriger“ war. Aber der entlaubte Soldatenstamm, der nicht seine Wurzeln wieder in die Heimatherde schlagen kann, ist um so mehr verloren. Eben so ergreifend als komisch war der Eindruck, den in Großbeeren ein alter halbkindischer Invalide aus den Befreiungskriegen machte, welcher sich beim Orgeldrehen

immer selbst unterbrach, indem er an die Vorübergehenden (denen er auch zuweilen mit der Linken Küsse zuwarf, während er mit der Rechten drehte) mit lebhafter Gesticulation einige melancholische Worte richtete und dann rasch, gleichsam als wollte er das Versäumte wieder einholen, fort drehte. „Ich soll sterben?“ rief er einmal aus. „Nein! Ich soll verderben? Dabeln will ich!“ — und damit drehte er fort. Nach einer Weile fing er wieder an: „Andere mögen anders denken; aber ich habe meinem Könige geschworen und bleibe ihm treu; dann redete er einmal wieder einen vorübergehenden Soldaten an: „Sie, Kamerad dort, an Ihrer Uniform sehe ich, daß Sie auch dem Könige geschworen haben,“ — und so ging es fort, bis am Nachmittage die Töne des Feierkastens von der nun in den Buden beginnenden Militairmusik, und der Invalide selbst mit seinem Feierkasten, wie es schien, von der jetzt noch weit größer werdenden Volksmenge verschlungen wurde. Während wir in den Buden verweilten, ist nun auch der Treubund im feierlichen Aufzuge in Großbeeren eingerückt. Gutgekleidete Herren stellten sich mit den Bauern zusammen und fingen an zu politisiren. „Hauen Sie mir in vier Stücken“ — sagte Einer, „ich bin ein Preuße und bleibe ein Preuße.“ Uebri-

gens übertreibe ich nicht, wenn ich sage, daß ich noch niemals so viel und so gemein habe schimpfen hören, als an diesem Tage — nicht von den Bauern, sondern von den Berliner Treubunds-Herrn auf die Demokratie. Der alte Blücher, der doch bekanntlich ein kräftiges Deutsch sprach, würde roth geworden sein, wenn er es gehört hätte. Meinten die Herrn von Berlin, daß das zum Volksfeste gehöre? mit den Bauern müsse man sprechen wie der Teufel mit den Hexen auf dem Blockberge und die Sprache des Volks sei aus lauter Dreck zusammengesetzt?

Die Bauern von Kirdorf, Tempelhof, Selchow und Teltow, und woher sie sonst mit ihren schwarzweißen Fahnen durch's Feld gekommen sein mochten, ließen sich dadurch nicht irre machen. Sie waren da, nicht um auf die Demokraten zu schimpfen, sondern um die Schlacht bei Großbeeren zu feiern, und sie thaten dies recht-schaffen; denn nicht nur, daß ihre breitschultrigen Dorf-musikanten, die in den langen blauen Sonntagsröcken so ernsthaft vor ihnen herschritten, aus Leibeskräften und ohne im Geringsten der falschen Töne zu achten, die ihren Trompeten dabei entwischten, bald das Preu-ßenlied, bald Melodien Körner'scher Lieder bliesen, so zogen sie auch nach der von dem Ortsgeistlichen, einem

steinalten Manne, auf dem Kirchhofe gehaltenen Festrede, noch allein, während die Herren aus der Stadt sich zu dem Festessen begaben, zu dem Denkmale der Schlacht von Großbeeren, das auf der Nordseite der Kirche aufgerichtet ist. Die Bauern schlossen hier einen Kreis um das Denkmal, und während in den Buden die Champagnergläser klangen, bliesen ihre Musikanten wieder alle patriotischen Stücke her, die sie wußten.

Am Nachmittage ging es im Amtsgarten am fröhlichsten zu. Er war von dem Gutsherrn zum festlichen Tanze eingeräumt. Freilich ist der Tanz lieblicher und annuthiger auf frischen grünen Alpenmatten, als er es hier in Großbeeren auf dem märkischen Rasen war, wo feiner dünner Sand zwischen dem Grase heraufstieg und den Tänzern sich an Kleider, Wangen und Augen setzte, nachdem kaum eine Stunde getanzt war. Solche Volksfeste im Sande haben daher etwas Mühsames, kein Echo von den Bergen antwortet dem Jauchzen; ihr Anblick ist nicht freundlich=heiter wie der Anblick der Volksfeste in Tyrol; aber die tiefe Gesundheit des Volkslebens zeigt sich auch hier.

Während in der Mitte des Gartens getanzt wurde, hatten in einem Winkel desselben die Knaben aus der Malmene'schen Anstalt, welche mit ihrem Lehrer aus

Berlin gekommen waren, sich niedergelassen, und hieher, an ein schattiges Plätzchen, strömten theilnehmend besonders die Berliner, um die Kinder singen zu hören. Die armen Knaben sangen sehr vortrefflich, einige Lieder begleiteten sie sogar mit declamatorischen und theatralischen Darstellungen, wie denn überhaupt die Malmene'sche Anstalt diesen Kindern, welche ihren Unterhalt bekanntlich durch das Verfertigen von Stickmustern theilweise selbst verdienen müssen und später zur Erlernung irgend eines Handwerks übergehen, eine jedenfalls nicht gewöhnliche Bildung zu geben gewußt hat, die vielleicht nur den Fehler besitzt, daß sie zu sehr aufs Theatralische gerichtet ist. Es fiel uns dies auf, als der Lehrer mit seinen Schülern aufbrach und diese sich in einem sehr gut vorgetragenen Liede, das offenbar auf das gegenwärtige Publikum berechnet war, bei der freien Natur verabschiedeten. Wie wird ihnen später zu Muth sein, wenn es nun für sie gilt, ihr Handwerk zu erlernen? Das sind freilich sehr philiströse Betrachtungen. Aber das Leben ist zu ernst und zu lang, als daß wir es ohne Wehmuth ansehen könnten, wenn man spätere Handwerker und Soldaten (jeder kräftige Bögling der Malmene'schen Anstalt muß später 9 Jahr dienen!) halb als Schauspieler erzieht, bloß damit sie uns Ber-

liner einmal an einem Sonntags=Nachmittag unterhalten können. Mit dem ersten Abendzuge fuhr ich nach Berlin zurück, um dem Gewühle zu entgehen. Mit einem Offizier und zwei Herrn vom Treubund zog ich es vor, oben auf dem Wagen bei den Schaffnern Platz zu nehmen, und so gelangte ich, als eben die Sonne sank, wieder in die Stadt zurück.

Noch drei andere preussische Feste wurden bald darauf in Berlin gefeiert: die Rückkehr der Truppen aus Baden, der Geburtstag des Königs und die Enthüllung des Friedrich Wilhelm III. im Thiergarten gesetzten Denkmals.

Zunächst die Rückkehr der Truppen aus Baden. — Noch in den ersten Tagen des diesjährigen Frühlings mochte ich gern in den Morgenstunden, wenn die Sonnenstrahlen mit verjüngter Kraft um die Scheitel der Siegesgöttin da draußen glänzten, den Sessel an das der kühlen Morgenluft geöffnete Fenster rücken, um hinaus zu schauen auf den schönen runden Platz, auf welchen aus den zahlreich einmündenden mit Casernen gefüllten Straßen dann von allen Seiten her die blanke Heeresmacht sich in unabsehbaren Scharen ergoß. Das war ein Blinken der Bahyonnette, ein Vorbeifahren dumpf hallender Kanonen, ein stolzes Reiten, Trom-

meln, Pfeifen und Blasen. Und worin lag hierbei das Tröstliche? Wahrlich nicht darin, daß hier unausgesetzt marschirt, exercirt, geblasen und getrommelt wurde, mochte die Verfassung, mochten Grundrechte publicirt oder suspendirt werden, mochten die Hoffnungen des Volkes ihrer Erfüllung oder dem Scheitern nahe sein — wohl aber darin, daß inmitten einer Welt voll auflösender Elemente noch ein fester Kern sich zeigte, aus dem der Baum der deutschen Geschichte zu ungeahnter Größe von Neuem erblühen könnte, wenn wir mit all unserem Raisonnement zu Grunde gingen; daß noch Frische in der Welt war und eine Jugend, die auf das Schmettern der Trompeten hörte, daß das muthig wiederhernde Roß auf dieser Erde noch etwas gelten und durch seine behende Kraft dazu beitragen konnte, die Geschicke des Volkes zu entscheiden. Solche Reflexionen drängten sich damals zuweilen auf. Etwas Tröstliches für den, der die Menschheit nicht verschmachten und versanden sehen möchte, liegt in dem Wechsel von Krieg und Frieden, der durch ein stattliches und tapferes Heer verbürgt wird. Zuweilen aber rührte mich auch die Zuversicht, mit der hier die Diener und Anhänger einer Macht auftraten, deren Stern seit dem März vorigen Jahres bis dahin im Sinken begriffen

war. Mit Recht ist das Dogma der Fürstlichkeit von Gottes Gnaden gefallen; aber wer mag den Stein aufheben gegen den kindlichen Glauben der Armee an die reine geschichtliche Größe, wer dem Schlachtrosse zürnen, das noch muthig den Boden stampft und fröhlich dem alten Königthume zuwiehert? Oft, wenn so die Sonne auf die blanken Waffen der Soldaten blinkte, war es mir, als ob aller Glanz und alle Herrlichkeit der alten Erde, wie zum Abschied grüßend, noch einmal an mir vorüberzöge.

Die Dinge haben sich rasch gewendet, seit die Demokratie in Dresden und in Baden besiegt ist. Zur Zeit des Belagerungs-Zustandes, der bei uns bekanntlich harmlos war, konnte dieses Pfeisen und Trommeln sehr rührend erscheinen; jetzt, wo es in Berlin fast keine Demokratie mehr giebt, macht es freilich einen andern Eindruck. So ist denn Manchem vielleicht, der am Tage der Heimkehr der preussischen Truppen aus Baden mitten unter der jauchzenden und sich gewaltig drängenden Berliner Volksmenge hin und her gestoßen wurde, das Herz recht schwer gewesen, wenn er an das arme zertretene Vaterland gedachte und sich erinnerte, daß es doch eigentlich nur ein Bürgerkrieg war, in dem alle die Lorbern und die Kränze verdient waren, die

hier von schönen Damenhänden in so verschwenderischer Fülle von den Balconen herabgeworfen wurden. . .

Schon als ich am Abend vor dem Einzuge der Landwehr am Palais des Prinzen von Preußen vorbeiging, waren die Säulen an der Halle vor demselben mit mächtigen Eichenkränzen umwunden. Der Prinz war bereits in aller Stille heimgekehrt und zog dann wieder eben so still hinaus, um mit der Landwehr seinen feierlichen Einzug zu halten. Eben so hatten „die Treuen“, die wir schon in Großbeeren kennen lernten, es sich nicht versagen können, in corpore nach dem Bahnhofe hinaus zu gehen und, mit der Landwehr in Berlin einziehend, sich und ihre schwarzweißen Cocarden mit Blumen bewerfen zu lassen. Außer ihnen war auch die Berliner Schützengilde, oder wenigstens ein Theil derselben, hinaus gezogen. Wie aller Orten unter dem eigentlichen Bürgerthume sich Männer finden, welche eine Ehre darcin setzen, bei Festschießen, Märkten, Aufzügen und festlichen Gelegenheiten aller Art die gesammte Bürgerschaft (deren Mehrheit gewiß überall es vorzieht, in der stillen Zurückgezogenheit des Familienlebens zu sparen) zu vertreten und zu diesem Zwecke durchaus keine Kosten zu scheuen: so hat diese Rolle für das Berliner Bürgerthum unsere ehrsame Schützen-

gilde übernommen. Und wie es überall in solchen Fällen zu geschehen pflegt, so läßt man sie auch in Berlin gern gewähren; man lächelt wohl im Stillen über die Eitelkeit ihrer Mitglieder, mehr vorstellen zu wollen als ihres Gleichen, aber man freut sich, daß wohlhabende Leute so tüchtig ins Feuer gehen, viel „verzehren“ und „verthun“, damit man selbst desto mehr knickern kann. Unsere Berliner Schützengilde, von der jedes Mitglied in seiner grünen Uniform aussieht wie ein General, hat sich noch nie den öffentlichen Angelegenheiten Berlins versagt. Sie war in der Märzrevolution so gut auf ihrem Platze, als gälte es ein neues Festessen mit den königlichen Prinzen. Als in ihren letzten Tagen die National-Versammlung, der „Club Unruh“, wie die Neue Preussische Ztg. sie damals nannte, durch Waffengewalt aus dem gewöhnlichen Sitzungslocale vertrieben war, flüchtete sie sich in das Haus der ehrsamten Schützengilde, wo einst Ischew sich vor seinem Attentate im Schießen eingeübt hatte. Als der Strom der Revolution vorüber gerauscht war, lud unsere ehrsame Gilde sofort den König und den General Wrangel bei Gelegenheit ihres Schützenfestes zu sich ein. Unsere stattlichen Berliner setzten dabei voraus, daß ihnen gegenüber über alles Vergangene vergessen und vergeben sein werde,

weil es nicht im Interesse des Königs liege, ihnen etwas nachzutragen; und in ihrer Voraussetzung hatten sie sich auch nicht geirrt. Aber einige Hoffschranzen fanden es für gut, ehe der König erschien, in der Nähe des Schützenhauses herum zu spioniren, und da fanden sie — o Himmel! — eine leibhaftige Barricade, welche sich noch jetzt in dem Wappen der ehrsamten Gilde versteckt hielt. Der Besuch des Königs unterblieb nun, die Schützengilde aber gab durch die Einholung der aus Baden heimkehrenden Krieger keineswegs den ersten Beweis, daß sie sich auch in die Zeit der Reaction sehr wohl zu schicken weiß.

Daß die Freude über die Rückkehr der Landwehr übrigens in Berlin wie aller Orten sehr groß war, versteht sich von selbst. Die Eltern, welche ihre Söhne, die Weiber, welche ihre Gatten, und die Bräute, welche ihre Verlobten erwarteten, gingen nicht, wie der Treubund, mit im festlichen Aufzuge, sie drängten sich vielmehr, wenn auch erwartungsvoll, doch bescheiden zu beiden Seiten der Landwehr herum. Und so weit entfernt war das Volk, dieses Fest anders als wie ein Fest für das Familienleben zu betrachten, daß sogar ein alter Spießbürger einem Studenten, welcher sich über den Treubund lustig machte, sagte: „Se, warum haben

sich denn die Demokraten nicht auch mit angeschlossen? Da sieht man's ja nun, wer es mit dem Volke am besten meint!" Die ganze Festlichkeit hatte einen gemüthlichen Anstrich. Ein galanter Hauptmann, der zu Pferde saß, war dazu auserwählt, die herabfliegenden Kränze so viel als möglich aufzufangen, und der wohlbeleibte Mann, der um Hals und Arme lauter Kränze hangen hatte, war über dieser zarten Beschäftigung auf der Strecke vom Brandenburger Thore bis zum Palais des Prinzen von Preußen sichtlich warm geworden und lüftete einen Knopf an seinem Waffenrocke nach dem anderen.

Zahlreiche Lebehochs schlossen vor diesem Palais die Feier. Darunter war auch eines auf die Abgeordneten der beiden Kammern, von denen ein großer Theil auf dem Balcon des prinzlichen Hauses versammelt war. Ob wirklich in der Mitte des Volkes Jemand daran gedacht hatte, ihnen ein Hoch zu bringen? Ich weiß es nicht. Aber es schien mir fast, als hätte die unsichtbare Hand, welche bei solchen Gelegenheiten alle Lebehochs so weislich zu ordnen pflegt, ihre Fürsorge dieses Mal auch bis auf die Volksvertretung ausgedehnt, der sonst bei solchen Gelegenheiten so manches Hoch aus tiefster Brust erschallte. „Unsere Abgeordneten sollen leben!“

Klang auch heute der schwache Ruf des Volkes. Und wie könnte dieser Ruf auch aus der Fülle des Herzens gekommen sein? Der Berliner ist und bleibt nun einmal Demokrat, auch wenn er die aus Baden heimkehrende Landwehr empfängt, und wie sehr auch jetzt die schwarz-weißen Cocarden an den Hüten glänzen: in dem Wappen des wahren Berliners ist noch immer eine Barricade versteckt! Wie denn überhaupt die Bewohner unserer deutschen Hauptstädte Wien und Berlin seit dem März vorigen Jahres in einem Dualismus befangen sind, an dem schon die Revolution zu Grunde gegangen ist, und möglicher Weise auch noch die Reaction scheitern kann.

Doch wir kommen zu der nächsten Berliner Festlichkeit, dem Geburtstage des Königs. Wir laden den Leser ein, einen Tag mit uns in Berlin zu verleben, die Akademie und die Universität zu besuchen und Abends mit uns die Illumination zu mustern.

Auf dem Wege zur Akademie, welche den Geburtstag des Königs durch eine öffentliche Sitzung feierte, bot sich mir schon am Morgen ein Anblick dar, der bewies, in wie eigenthümlicher Weise das Fest, das Berlin an diesem Tage beging, selbst in solchen Volksschichten patriotische Gefühle zu erwecken im Stande war, welche sonst für derartige politische Empfindungen,

die für den Gebildeten aus dem modernen politischen Leben hervorquellen, ziemlich unempfänglich sein möchten. Ein alter Invalide, der wohl sonst auf den Berliner Straßen ein seltener Gast sein mochte, hatte sich heute früh aufgemacht und, nachdem er wahrscheinlich bereits gezecht, seinen Weg nach den Linden zu genommen. Als er an der Blücher-Statue vorbei kam, blieb er wie verwundert stehen, maß den alten Feldherrn mit großen Augen und begann dann die Statue mit raschen Marschschritten zu umkreisen, wobei er bald mit seinem Stocke wie mit einem Gewehr präsentirte, bald denselben wie zum Schuß anlegte. Die seltsamen Capriolen, die der Invalide schnitt, hatten bald ein zahlreiches Häuflein neugieriger Berliner um den Marschall Vorwärts versammelt.

Gegen diese stillvergnügte und selbstzufriedene Art, den Geburtstag des Königs zu feiern, stach freilich das Gepränge, mit dem man dasselbe Fest zumal von der Akademie und Universität begehen sah, sehr ab. Es kann uns nicht befremden, wenn Kunst und Wissenschaft noch immer alle die Mittel, die ihnen Beredsamkeit, Musik und mancherlei feierliche Gebräuche darbieten, zur Ehre der Monarchie gern erschöpfen; denn sie mögen, zumal nach den Erfahrungen des Jahres 1848,

das ihren Vertretern nichts als leere Börfen eingetragen hat, am besten wissen, was sie an dem alten Königthume haben. Selbst in dem constitutionellen Staate scheint hauptsächlich dem Fürsten die Rolle des Kunstbeförderers zuzufallen. Wenn man jene schon oben erwähnten Worte Göthe's, daß man die Götter an gesparten, lange und weise zubereiteten Geschenken erkenne, wohl auf die Helden des parlamentarischen Lebens, nach Umständen selbst auf kräftige Steuerverweigerer beziehen könnte, so ist und bleibt doch auch jedenfalls das andere Göthe'sche Wort wahr: daß man den König gerade an dem Uebermaaß der Gaben erkenne. So wurden denn auch dieses Mal von der Akademie wenigstens im Namen des Königs zwei strebsamen Jüngern der Bildhauerkunst nicht unerhebliche Preise zugesprochen. Die Anwesenheit einiger hochbetagten Meister der Kunst diente aber am meisten dazu, dieser öffentlichen Sitzung der Akademie eine gewisse Weihe zu geben. War es bei Schadow, dessen Augen ein breiter, an einer Seite sogar mit einer niederhangenden Klappe versehener Schirm tief verhüllte, nur das allgemein verbreitete Bewußtsein von den großen Verdiensten des Greises um die Kunst, so wirkte dagegen Rauch's frische hohe Greisengestalt noch unmittelbar auf eine Versammlung von Künstlern

und Kunstfreunden. Noch ist seine Haltung nicht gebeugt, sein Auftreten kräftig, und unter seinem vollen schneeweißen Haupthaar blickt ein fast jugendliches Antlitz hervor. Die Aufgabe, welche den um die Preise sich bewerbenden Bildhauern gestellt war, bestand darin, Apollo unter den Hirten darzustellen. Wir hatten nach dem Schlusse der Sitzung noch Gelegenheit, die Stücke der einzelnen Bewerber zu mustern, und waren nicht wenig erstaunt über den sehr merklichen Unterschied, der zwischen der gekrönten Arbeit des Herrn Gilet und den Leistungen der übrigen Bewerber Statt fand. Wandte man sich von den übrigen Arbeiten diesem Meisterwerke zu, so war die Wirkung so stark, daß man dort nur leblose Figuren und zum Mindesten nur ein mürrisches, verdrossenes, zweckloses Dasein gesehen zu haben glaubte. Hier dagegen verrieth die ganze Gruppe die genialste Auffassung; ohne daß dadurch die Aufmerksamkeit von dem Mittelpunkte abgelenkt wäre, war doch jeder Figur eine jener einfachen Verrichtungen zugewiesen, deren allgemeine Verbreitung dem Leben im Naturzustande für die darstellende Kunst so sehr den Vorzug gibt vor dem cultivirten Dasein. Die Formen aber sind hier eben so meisterhaft ausgeführt, als die ganze Gruppe phantasievoll entworfen.

Auf der Univerſität war es außer dem herkömmlichen Gepränge, außer den Uniformen der Profefſoren, welche bekanntlich eben ſo alt ſind, als der Verfall der Lehrfreiheit auf deutſchen Univerſitäten, die Feſtredede von Böckh, welche noch immer „zog“ und manchen herbeilockte, der lange die ehrwürdigen Hallen der Wiſſenſchaft nicht betreten hatte. Die Profefſoren der Beredſamkeit und ihre Feſtreden nahmen in der vormärzlichen Culturgeſchichte keinen unbedeutenden Rang ein. Ausgeſtattet mit einer wahrhaft vorſündfluthlichen Weiſheit und mit den ausgeſuchteſten glatten, natürlich lateiniſchen Worten, trat hier der Liberalismus als eine Macht auf, was er in der Preſſe noch nicht war. Böckh in Berlin, Lobeck in Königsberg und Meier in Halle wirkten in dieſer Weiſe; letzterer wurde ſuspendirt, weil er Eichhorn mit einem nur bei Varro vorkommenden Ausdrücke als einen tenebrio bezeichnete, und deſhalb folgender Maßen damals beſungen:

„Hab' geſchreckt durch eine Wendung aus dem Varro jüngſt  
das Land:  
Plag, ihr Herrn, dem Faltenwurf von eines Römergeiſt's  
Gewand!“

Die preußiſche Regierung war nicht wenig darüber indignirt, fortwährend da die bitterſten Wahrheiten

und Mahnungen vernehmen zu müssen, wo sie, wenn irgendwo, nichts als Schmeicheleien glaubte erwarten zu können für jede ihrer Lieblings-Unternehmungen. Und dabei war ihr Böckh, dem man niemals beikommen konnte, der bei jeder Malice lächelte, dessen Mund stets von einer Fülle des ausgesuchtesten Lobes für das Königshaus überfloß und dem es bei seinem fortwährenden Verkehr nicht allein mit den Alten, sondern auch mit den höchsten und allerhöchsten Schichten der Berliner Gesellschaft rein zur Unmöglichkeit geworden war, minder fein und graziös, geschweige denn beleidigend aufzutreten, Böckh war ihr mit seiner Beredsamkeit weit mehr zuwider als die Professoren der Eloquenz in den Provinzen, welche „fern von Madrid“ sich zuweilen doch von lichtfreundlichen und anderen Provinzial-Bewegungen zur Grobheit fortreißen ließen und dadurch mancherlei Angriffspunkte boten.

Man wird es leicht begreiflich finden, wenn wir gestehen, daß wir auf dem Wege zur Universität selbst zweifelhaft waren, ob die Zeit für solche mündliche Leit-Artikel der hohen Universitäten nicht längst vorüber sei. Bei dem Anhören der Böckh'schen Rede indessen kam ich zu der Ueberzeugung, daß dies nicht der Fall sei. Solche Variationen grundgelehrter Män-

ner über die Ereignisse des Tages können noch immer anregend wirken, manche fruchtbare Beziehung der Vergangenheit zur Gegenwart wird dadurch aufgedeckt, manche interessante und zum weiteren Nachdenken auffordernde Parallele gezogen, Vieles zugedeckt und mancher Widerspruch versöhnt, aber auch in Zukunft noch manche unabweißbare Forderung in die erhabensten Sphären deutscher Wissenschaft hinaufgetragen werden, die, wie einst die deutsche Einheits-Idee, auf deren Pflege an den Universitäten Böckh auch hinwies, bis dahin nur als ein Spiel der Phantasie müßiger Demagogen erschien. Was jetzt der Böckh'schen Rede noch außerdem den Reiz der Neuheit verlieh, war unsere gute alte, bei solchen Gelegenheiten vor der März-Revolution nicht gebräuchliche Frau Muttersprache.

Unter den Linden wurden schon am Nachmittage die einander gegenüberstehenden Bäume, meist von Soldaten, durch Stricke verbunden, um hier eine großartige Illumination anzubringen. Sie war glänzend — die Linden erschienen wie ein einziges Feuermeer; dennoch fühlte sich das Herz des echten Berliners von altem Schrot und Korn nicht befriedigt. Es war ein kalter seelenloser Glanz, wie man auch Tausende von Lichtern anhäuften; es fehlten die Transparents mit den

gemalten Herzen und den hyperloyalen Meinen dahinter. In der vormärzlichen Zeit will man sie am Geburtstage des Königs in jeder Straße zu Dutzenden bemerkt haben. Auch diese Naivetät kann uns keine Contre-Revolution zurückführen! Dahingegen wurde in altherkömmlicher Weise an diesem Tage bis tief in die Nacht hinein tüchtig gegessen und getrunken. Bis zu den Constablern herab wurde Alles „von Sr. Majestät dem König“ corporationsweise bewirthet. Ein Feldjäger, der aus dem Hotel du Nord kam, rühmte mir mit wahrhafter Begeisterung die Ananas-Bowle, welche der König dort „seinen Feldjägern“ aus Champagner und Portwein habe zusammenbrauen lassen. Und so war Alles befriedigt bis herunter zu dem gemeinen Soldaten, der in herkömmlicher Weise zum Geburtstage des Königs Reiskrei mit Schweinebraten verzehrt — ein echt preussisches Gericht, dessen kühne Zusammensetzung uns hier an der Spree mit Wohlgefallen erfüllt, während es in jeder Küche an der Donau eine Unmöglichkeit wäre.

Der 19. Oktober brachte eine stillere Festlichkeit als die beiden vorhergehenden, die zu einem Vergleiche der Gegenwart Preußens mit früheren, ruhigeren und glücklicheren Tagen auffordern konnte. An diesem Tage,

der sich aus der nebeligen Frühe allmählig zu einem schönen, milden und sonnigen Herbsttage verklärte, fand die Enthüllung des Friedrich Wilhelm III. von der Stadt Berlin gesetzten Denkmals statt. Wir Jüngeren freilich, indem wir an die Zeit seiner Regierung zurück denken, möchten um keinen Preis die Todtenstille jener Tage zurückkehren sehen, wir erkennen an, daß seit dem Regierungs-Antritte des romantischen Friedrich Wilhelm IV. erst jedes eigentliche politische Leben beginnt, und möchten desselben um keinen Preis wieder verlustig gehen. Aber der Berliner denkt darüber anders. Oft senkt sich in sein Herz eine tiefe Sehnsucht nach den vergangenen, stillen und glücklichen Tagen unter dem verstorbenen Monarchen. Selbst die demokratische Zeitung war Berlinerin genug, um von dem verstorbenen Könige nicht ohne Pietät zu reden und ihm das Denkmal im Thiergarten, das ganz zu seinem gemüthlichen Wesen passe, gern zu gönnen. „In der Stadt“ — sagt sie — „würde es seinen Zweck verfehlen. Hier würde uns der historische König, unter dem die Schlachten bei Jena und Leipzig geschlagen wurden, der seinem Volke eine Verfassung versprach, es aber bei dem Provinzial-Landtage bewenden ließ und damit der künftigen Revolution den

Weg bahnte, der die Censur duldete, aber auch die Philosophie erwachsen ließ, entgegen treten müssen. Es ist aber gerade Charakteristisch für diesen König, daß ihm ein solches stolzes Denkmal nicht errichtet wurde, sondern daß man ihn in der stillen, harmlosen Weise zu ehren suchte, wie es jetzt geschehen ist.“

In der stillen Waldeinsamkeit also steht der Monarch, an dem das Herz des Volkes noch so sehr hängt, daß jetzt in Gesprächen sich kaum ein leises Flüstern mehr über die Lippen wagt darüber, daß er über den materiellen Segnungen, die er seinen „Untertanen“ zu Theil werden ließ, ihnen die Freiheit zu geben und sein Wort zu halten vergaß, daß er dadurch der indirekte Urheber der Revolution wurde, — während sein Sohn von deutschen Dichtern sogar mit den „schrecklichen Terzetten“ des Dante bedroht wird. Ein stiller Platz an einem Weiher ist es, wo die Bildsäule steht. Seine nächsten lebendigen Nachbarn sind die Invaliden, welche hier und da unter den Bäumen im Thiergarten den Leierkasten spielen, und die Bewohner des sogenannten Geheimeraths-Quartels. Nicht weit befindet sich auch die kleine, der Königin Louise geweihte Insel, weshalb ein alter General, der bei der Enthüllung des Denkmals die feierliche Rede hielt, mit

ungeschickten Worten, aber an und für sich (obgleich die Fürstin Liegnitz zugegen war) mit glücklichem Takte hauptsächlich von der deutsch-gesinnten Königin und dem Verhältnisse des Königs zu ihr sprach.

Das Denkmal Friedrich Wilhelms III. im Thiergarten, gefertigt von Drake, einem Manne, den der ihm innewohnende Genius von dem rauhen Maurer-Handwerke der Bildhauerkunst zugeführt haben soll, hat in seinem Werden und Wachsen bis zur Zeit seiner Einweihung bereits seine eigene Geschichte gehabt, die mit der politischen Geschichte der Zeit im unmittelbarsten Zusammenhange steht. War der Genius der Geschichte in ruhigem Fortschreiten begriffen, so folgte ihm der Genius, der dieses Meisterwerk schuf, wie einem kundigen Führer durch's Gebirge aus einer bestimmten Entfernung rüstigen Schrittes nach. Warfen sich ihm Hindernisse, wohl gar furchtbare Abgründe in den Weg, so mußte hin und wieder auch der Genius der Kunst ruhen und harren, bis sein Führer den rechten Weg entdeckt hatte. Und so ging es mit manchen Unterbrechungen fort, bis die Statue Friedrich Wilhelm's III. fertig da stand. Da dieser König — recht charakteristisch — durch eine Cabinetsordre den Thiergarten zu dem anmuthigen Orte umgewandelt

hatte, als den wir ihn jetzt kennen, so tauchte bald nach seinem Tode der Gedanke auf, ihm dort ein Denkmal zu setzen, und es bildete sich zu diesem Zwecke ein Comité, dem aber oft die Mittel ausgingen, weil Anfangs der Hamburger Brand die Wohlthätigkeit in so hohem Maße in Anspruch nahm, daß für die Kunst nichts übrig blieb, dann aber die Nothjahre kamen und endlich die Revolution eintrat. Das Denkmal sollte ursprünglich nur auf die Neugestaltung des Thiergartens Bezug haben. Bald aber wünschte man auch das Bild des Königs zu erblicken. Drake lieferte endlich den Entwurf, wie er ausgeführt ist. Das eigentlich Sinnbildliche ist demnach auf das Piedestal beschränkt, dessen Cylinderfläche mit einer reichen Folge bewegter halberhabener Bilder bedeckt ist. Sie zeigen uns ein heiteres, glückliches Leben im Genuße der freien Natur; hier füttern Kinder einen Schwan, dort hebt ein Knabe den jüngeren Bruder auf den Schultern empor, um ihm ein Vogelnest zu zeigen, dort greift ein Mädchen begierig nach den Fischen in einer hervorsprudelnden Quelle, während der Geliebte sie sorgsam zurück hält; dort eine tanzende Dirne u. s. w. Eine Fülle von Aehren und mächtigen blätterreichen Eichenzweigen windet sich um die ganze Cylinderfläche herum. — Auf

diesem Piedestal, welches ohne Zweifel das Bedeutendste ist an dem ganzen Kunstwerke, erhebt sich das Standbild des Königs, der im einfachen Militär-Oberrocke dargestellt ist, wie er an dem Altar der Louisen=Insel, welcher das Bildniß der Königin trägt, steht und einen frischen Kranz darauf niederlegt. Diese Situation soll dem Künstler vorgeschrieben gewesen sein, und so beziehungsreich sie ist, gereicht sie doch dem übrigen vortrefflichen Standbilde nicht zum Vortheile. — Im August des Jahres 1849 war die Arbeit des Bildhauers so weit vorgeschritten, daß in feierlicher Weise im Thiergarten unter dem Gesange des Liedes: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!“ der Grundstein des preussischen Denkmals gelegt werden konnte, von dem der Staats=Anzeiger den stolzen, aber nicht unberechtigten Ausspruch gewagt hat: es habe die Summe der künstlerischen Kraft unserer Zeit in dieser Arbeit ihren Ausdruck gefunden.

Prachtvolle Equipagen standen am Tage der Enthüllung=Feierlichkeit in der Nähe des stillen Platzes umher, wo das Denkmal steht. Zu dem Plage selbst führten zwei Zugänge, wovon der breitere und bequemere für die Mitglieder des königlichen Hauses und die Militär=Personen, der andere, ein kleiner, schmaler

Waldsteig, für Civil=Personen — einschließlich den Treubund und unsere stattlichen Schützen — bestimmt war. Das Volk (der Eintritt stand nur gegen Karten frei) stand an dem jenseitigen Ufer des stillen Gewässers, das fast in der Form eines gespannten Bogens sich vor dem Denkmale ausdehnt und in dem die Bäume des Thiergartens ihre gelben Blätter spiegelten, in malerischen Gruppen da. Die Leute, welche sich auf den Zugängen zu dem Platze, auf dem, wie überall, wo unser löblicher Magistrat die Einlaßbillets vertheilt, ein ziemlich bedeutender Raum ganz unbenutzt geblieben war, aufgestellt hatten, wurden von vormärzlichen Gensd'armen mit dem originellen Ausrufe: „Aber, meine Herren, da ist noch so viel Platz unbenutzt!“ hinter die Büsche und Bäume des Thiergartens zurück getrieben, wo sie allerdings Friedrich Wilhelm IV. vorbeischreiten sahen, von dem Denkmale Friedrich Wilhelms III. aber nichts erblicken konnten. Desto unermüdlicher strömte dann die Bevölkerung Berlins an den schönen, milden Herbst=Nachmittagen hinaus in den Thiergarten, um das Denkmal Friedrich Wilhelms III. zu sehen. Manchen Philemon aus dem unbemittelten Stande der Kanzlisten und des niederen Bürgerthums, der gewiß selten das Geld für eine Droschke

aufzuwenden hat, sah ich bald darauf bei meinen wiederholten Besuchen in der Nähe des Denkmals mit seiner Baucis im Einspanner vorfahren, manche hochbetagte Matrone sah ich, die von dem mit stattlichen Rossen bespannten Wagen aus, von ihren Dienern unterstützt, nur mit Mühe auf den Platz vor dem Denkmale gelangte, wo ihr Tuch die herabrollenden Thränen der Rührung kaum zu trocknen vermochte, als sie die Züge des in ewiger Jugend hingestellten Monarchen wieder erblickte.

Und auch du, Fremdling, kommst du hierher vom schönen Rhein, von den Wiesenufern der Elbe oder von den klaren Bergflüssen unseres Harzes: versäume nicht, im Thiergarten, den er durch seine Cabinetsordre vom 27. Januar 1833, so wie er jetzt ist, geschaffen, den hochseligen König im einfachen Militär-Oberrocke aufzusuchen; denke dort am Weiher zurück an eine stille und glückliche Vergangenheit, — aber sehne dich nicht wieder dahin aus den Stürmen der Gegenwart, sondern sei ein mannhafter Bürger der Zeit, in die das Geschick dich gerufen hat!

---

## Parlamentarisches Stilleben in Berlin.

---

„Fraget über ein Jahr wieder nach mir, und Ihr werdet einen stillen Mann an mir finden!“ so hätte im Jahre 1848 die preussische Volksvertretung von sich sagen können; denn in den am 7. August zusammengetretenen Kammern erkannte man sie wahrlich nicht mehr wieder.

Es herrschte denn auch schon an den Stätten, wo diese Volksvertretung beisammen war, eine wahrhaft idyllische Ruhe. Wer einen stillen Kastaniengang suchte, dem konnte man rathen, eine Sitzung der ersten Kammer zu benutzen, um durch die enge Pforte auf den Hof vor dem Sitzungsgebäude desselben zu schlüpfen und dort ungestört seine Promenade zu machen.

Die zur zweiten Kammer führenden labyrinthischen Zugänge sind schon zur Zeit als die Preussischen Volksvertreter zum erstenmale nach Auflösung der Nationalversammlung zusammen kamen, mehrmals beschrieben worden. Mit dem Herannahen des Winters im Jahre 1849 aber haben sich die Zu- und Durchgänge in der Nieder-Wallstraße noch organischer entwickelt, unzählige Defen wurden gesetzt u. s. w.

Es war vorauszusehen, daß das Volk diese unheimlichen, mit hohen Planken aus Tannenholz eingefassten Gänge nicht gerade suchen würde. Es ging daher eben Niemand dort, als die Weiber und Töchter der Deputirten, die Wahlmänner, welche aus den Provinzen nach Berlin kamen und sich gelegentlich von dem Befinden und der Aufführung ihrer Abgeordneten überzeugen wollten, („Unser schläft! unser schläft!“ rief zur Zeit der später aufgelösten zweiten Kammer einmal ein solcher Wahlmann auf der Tribüne A. — „Der Racker, er hat wieder die ganze Nacht geschwärmt!“) und die Journalisten, welche Tag für Tag die Weisheit der Männer zu Papier brachten, bei denen sich die Wahrheit des Satzes: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand — leider nur unvollkommen bewährt hat. Um so mehr hatten die

Constabler es sich hier bequem gemacht, da sie nicht zu fürchten brauchten, von unbequemen Volkshaufen gestört zu werden. In dem Hause in der Niederwallstraße, durch welches der Weg führte, war der Eingang fortwährend geschlossen. Jeder Einzelne, der eintrat, mußte die Thür erst öffnen. Er besand sich dann in einem dunkeln aber stark geheizten Zimmer, durch welches er rasch hindurchschritt. Ein paar Constabler und ein Portier saßen hier. War er auf dem langen Gange angelangt und hatte er zufällig vergessen, die Thür wieder zuzuschließen, so hörte er drinn, wie sie von den Constablern mit großem Eifer zugeschlagen wurde, und dies war die einzige Beschäftigung, welche die Constabler hier hatten. War man eine gute Strecke weit unter den Lannenplancken vorgebrungen, so gelangte man wieder in ein leichtgebautes Häuschen, welches für eine Restauration bestimmt war. Zur Zeit der Nationalversammlung wurde sogar auf dem Plage vor dem Sitzungsgebäude Schnaps mit gerösteten Würstchen verkauft, jetzt fand sich in dem Häuschen, das ihm zu Verfügung gestellt war, immer noch ein Mann mit obligaten Buttersemmeln und einer halb offiziellen Flasche Madera, und einigem Weißbier für die Constabler ein. Dieser Mann klagte ein-

mal, daß er namentlich wenn keine „Pausen“ in den Kammern gemacht würden, wie er die namentliche Abstimmung nannte, seine Buttersemmeln nach dem Sitzungsschluß unter dem Werthe an die Constabler verschleudern müsse, um sie nur nicht wieder mit nach Hause zu nehmen. Eine Zeit lang stand sein Häuschen ganz leer, denn eines Morgens war der Mann im schwarzen Tract und schwarzen Hosen mit den Buttersemmeln und der Flasche Madera ausgeblieben; die Versammlung, welche dem Minister die 24 Millionen so freigebig bewilligt und sich auf den Standpunkt von Johann Mücke gestellt hatte, bot dem Manne keine Aussicht mehr auf den Verkauf seiner Buttersemmeln und seiner Flasche Madera an das Publikum.

Auf dem Hofe, zu dem man von diesem Häuschen aus gelangte, führten die Knaben, welche von hier aus das Manuscript in die Druckereien trugen, an schönen Herbsttagen ihre idyllischen Spiele auf. Diese geflügelten Boten der Kammerweisheit waren oft boshaft genug, sich die Mappen mit Kieselsteinen zu füllen, welche sie dann Kammerreden nannten. Daneben gaben ihnen die anstoßenden Gebäude auch Gelegenheit zum Versteck- und Räuberspiel. — Ging man vom Hofe aus auf die Tribüne, so gelangte man zunächst

in eine kleine Vorhalle, in der wieder ein Constabler und ein glühend heißer Ofen stand, so wie ein Portier, der durch ein Fenster die Knaben auf dem Hofe wie ein Landschulmeister beaufsichtigte, und dem Eintretenden wohl, eine Stange Weißbier in der einen Hand haltend, mit der andern die Thür öffnete. Man denke sich nun dazu, daß man, indem man die Treppe hinaufzusteigen begonnen hatte, noch einmal an einem Ofen vorbeikam, in dem ein helles Feuer loderte, so wie daß auf dem Hofe noch einmal einige Constabler am warmen Ofen saßen, welche durchaus nichts zu thun hatten, als Weißbier zu trinken und Karten zu spielen und, für den Fall, daß die Kammer bei einer plötzlich ausbrechenden Verschwörung von hinten angegriffen worden wäre, sie auf das heldenmüthigste zu vertheidigen — man denke sich das Alles, sage ich, und man wird mir zweierlei bereitwillig zugestehen: einmal, daß die Umgebung unserer, sogar in Geldsachen gemüthlichen Kammer wahrhaft idyllisch war, und zweitens, daß nicht zu fürchten war, die dort angestellten Constabler würden vor Frost im Winter eines unnatürlichen Todes sterben. Nachdem nun so ein Duzend Thüren hinter uns zugeschlagen sind, treten wir in die zweite Kammer selbst ein.

Eine zahlreiche Klasse von Mitgliedern der zweiten Kammer bildeten die Exminister. Selbst der Präsident, Graf Schwerin, der außer Anklam und Demmin auch die Insel Usedom in der zweiten Kammer vertrat, gehörte zu ihnen. Schwerin präsidirte mit eben so viel Phlegma als Sicherheit, aber keineswegs immer streng nach den Gesetzen der Logik und der Geschäftsordnung. Als Redner war er seines Erfolges bei der zweiten Kammer ziemlich sicher, und es war immer ein feierlicher Augenblick, wenn er im schwarzen Frack erschien, den Präsidentenstuhl an Simson, der einst Gagern in Frankfurt bei ähnlichen Gelegenheiten vertreten mußte, abgab und sich selbst aus alter Gewohnheit an dem Plage auf der Rechten aufstellte, wo er sich während der Sitzungsperiode der aufgelösten zweiten Kammer aufzuhalten pflegte. Hier plauderte er nun so lange sehr heiter, bis für ihn die Zeit kam, zu reden, wo denn sein Erfolg darauf beruhte, daß er mit dumpfer Stimme oft etwas dunkle, aber immer höchst ehrenwerthe patriotische Gefühle rege zu machen verstand.

Auch Muerwald und Kühlwetter gehörten zu den preussischen Exministern. Der Vater der Constabler steht weiter links als der Präsident der Versammlung.

Rühlwetter meinte es offenbar mit dem Lande vortrefflich und hatte einen tiefen Ekel gegen die wiederholten Wortbrüche der Regierung, wie seine Rede für die Bürgerwehr gezeigt hat. Er sah noch jung und rüstig, aber fortwährend mürrisch und verdrossen aus. Der Abgeordnete, der offenbar zu den Vertheidigern unserer Volksfreiheiten gehörte, hat keine parlamentarische Jugend gehabt. Er hat nicht wie die meisten anderen Führer der Opposition auf dem ersten vereinigten Landtage oder im deutschen Parlamente geessen. Seine öffentliche Laufbahn begann im Grunde mit seiner Stellung als Minister, in einer Zeit, wo ein Portefeuille sicherlich nicht zu den wünschenswerthen Dingen gehört hat. Seine Aufgabe war es, gegen die Anarchie zu kämpfen, ehe denn alle die gepriesenen rettenden Thaten waren, welche die Welt später gesehen hat. Herr Stiel hat ihm freilich den Vorwurf der Halbheit gemacht, aber durch diesen Vorwurf ist das Gewissen eines Ehrenmannes, das er vom Ministertische aus wieder mit in die Rheinprovinz zurücknahm, nicht zu theuer bezahlt. Die Errichtung der Schutzmannschaften konnte man nur während der rosigen Illusionen des Sommers 1848 für einen Verrath am Volke halten. Der Fluch des Lächerlichen aber, der auf ihnen ruhet,

hat Kühlwetter nicht ohne seine Schuld mitgetroffen, weil er in der Nachahmung dieser englischen Männer des Gesetzes nicht Maß und Ziel kannte und das anarchische Berlin mit einer wahren Sündfluth von Constablern überschwemmte, anstatt wie ein Arzt die heilsame Medicin in kleinen, wenn auch nicht gerade homöopathischen Dosen zu verabreichen. — Die goldenen Regeln, welche Shakespeare in „Viel Lärmen um Nichts“ den englischen Constablern ertheilt, passen auf unsere Berliner Constabler ganz besonders, und in den Worten: „Ihr dürft als Constabler keinen Lärm auf den Straßen machen“, liegt das ganze Geheimniß der Bestimmung dieser Männer, von deren zahlreicher Verbreitung über die Straßen der Hauptstadt G. Julius einst sagte: sie sollen dazu dienen, der durch das Ministerium Aueršwald vertretenen Regierungsgewalt, die sich überall müßig verhalte, wenigstens den Schein einer gewissen Allgewalt zu geben. Sie zogen denn auch noch jetzt in langen feierlichen Zügen, mit talarähnlichen Mänteln bekleidet, schaarenweise wie ein antiker Chor müßig durch die Straßen der Spreeſtadt, während der Vater der Constabler, ein fleißiger Mann, auf seinem bescheidenen Zimmer im „Hôtel de Rome“

am Schreibtische saß und mit verdrießlicher Miene immer fortarbeitete, ohne aufzublicken — keiner der Schlechtesten, die im Jahre 1848 Macht in Händen hatten und jetzt in die Opposition gedrängt sind.

Rühlwetter hatte seinen Sitz im Centrum genommen. Seine Nachbarn und Parteigenossen waren die ehemaligen Deputirten zur deutschen Nationalversammlung, welche dort mit wenigen Ausnahmen der Gagnerschen Partei angehörten, und hier im Schooße der zweiten Kammer eine eigne Klasse von Abgeordneten ausmachten. Sie bildeten eine Art von Corporation, deren Mitglieder man leicht herauserkannte an dem zwanglosen, fast burschikosen Verhalten, das sie gegen einander beobachteten, dem Plaudern, dem fortlaufenden Beifall, den sie den mittelmäßigen Rednern der Gegenpartei zu erkennen gaben, dem Arbeiten, Lesen und Briefeschreiben während der Sitzung, mit einem Worte an der Routine, die sie sich während des Parlamentjahres in Frankfurt erworben hatten, und durch die sie sich die Pflicht des fortwährenden Sitzens und Hörens so viel als möglich zu versüßen wußten.

Unter ihnen wäre zunächst hervorzuheben der schon obengenannte Abgeordnete Simson. Im weiteren Kreise

populärer als der Name Simson war der Name Beckerath, der schon vom Vereinigten Landtage her einen guten Klang hatte.

Wenn bei Simson die Form eine wesentlich ästhetische Bildung verrieth, so verrieth sich dagegen Beckerath durch den Inhalt seiner Reden als Poet, und eine gewisse Sentimentalität, etwas Blumenreiches blickte bei diesem Reichs-Dombaumeister auch während des prosaischen Geschäftes der preussischen Verfassungs-Revision noch immer durch. Herr von Beckerath hatte viel Pathos, und wenn irgend Jemanden, so könnte man ihn als den wahren Vertreter einer gesinnungsvollen Bourgeoisie betrachten.

Auch Camphausen, Beseler und Düncker gehören zu den ehemaligen Frankfurter Deputirten.

Es war charakteristisch für diese Versammlung, die nun einmal kein rechtes Leben in ihrem Schooße entwickelt hat, daß sich keine andere Classification ihrer Mitglieder so von selbst darbot, als nach der Vergangenheit derselben. So wüßten wir dem Abgeordneten von Dels, Grafen Dührn, dem schlesischen Winke (der übrigens selbst auf dem vereinigten Landtage war, dort aber keine sehr hervorragende Rolle gespielt hat) keinen andern Platz anzuweisen, als den, welchen er als

Freund und Parteigenosse der ehemaligen Abgeordneten zum Parlament einnahm. Seinen festen Sitz in der Kammer hatte der Graf freilich bedeutend weiter links genommen als die Frankfurter Centrum-Männer; doch wanderte er, so weit es seine bedeutende Corpulenz erlaubte, wie einst der geistreiche Abbé von Berg, gern auf dem freien Platze in der Mitte des Hauses umher, und oft sah man ihn an dem Wassertische, als dessen Zubehör Herr von Berg betrachtet wurde, sitzen und schreiben. Es war uns während der zwei- bis dreimal, daß wir Dyhrn reden gehört haben, in der That als hätten wir ein Bruchstück von dem „Olympischen Schneegestöber“ Winkescher Reden vor uns, das freilich eben, weil es nur ein Bruchstück war, nur einen kleinen Theil der Erde bedeckte. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß jede Dyhrnsche Rede für alle regelmäßigen Besucher der zweiten Kammer ein Fest war. Aber bei allem dem schien Dyhrn kein Redner zu sein. Wie dieser „Bauchredner der zweiten Kammer“ (so hat ihn der Berliner Witiz seiner Corpulenz wegen genannt) so langsam und behaglich seine von Humor sprühenden Reden vortrug, daß man gesagt hat: die Stenographen, die sich alle zehn Minuten ablösten, nahmen von ihm nur jedesmal Ein

Wort mit hinaus; so sprach er überhaupt auch nur so fabelhaft selten, daß kaum alle zwei Monat eine Rede von ihm zu Tage kam. Nach der leichten und gefälligen Form seiner Rede hätte man glauben sollen, daß er ein trefflicher Stegreif=Redner sei, der fähig wäre, die Gegner seiner Partei à la Berg durch hingeworfne Zwischen=Bemerkungen vom Plage aus ad absurdum zu führen — nicht zu gedenken des Freiherrn von Vinke, der eines Tages, als Herr von Bismark eine Bemerkung über ihn gemacht hatte, während er eben an der Redner=Bühne vorbeigegangen war, schon durch eines seiner classischen Gesichter, das er vor ihm schnitt, die Versammlung zum Gelächter zwang. Aber Graf Dührn glich als Redner vielmehr jenen Lyrikern, hinter deren leichter Form man auch die Arbeit nicht vermuthet, die ihre Gedichte sie gekostet hat, und zu denen bekanntlich selbst Heine gehört. Noch ein anderer Uebelstand machte sich bei den Reden des Grafen geltend. Sie prunkten gern mit Gelehrsamkeit und allerlei zum Theil ziemlich speciellen Geschichtskenntnissen. Und nun ging die dunkle Sage durchs Volk, daß der schlesische Graf hier allerlei Irrthümer mit unterlaufen lasse, welche die Blumen und „die Blätter, welche damals grüntem“, als Dührn seine ersten Reden in der deut=

ſchen Frage hielt, zwar verdeckten, die aber dann im Herbſte doch an den Tag kamen.

Auch Wenzel von Ratibor müſſen wir hier mit den Frankfurtern in Verbindung bringen. Herr Wenzel war der Letzte, den die preußiſche Volksvertretung noch aufzuweiſen hatte von der Species jener hohen Juſtiz-Beamten, deren juridiſche Gelehrſamkeit ſich allmählig in eine gemüthliche Oppoſition gegen die Regierung verlief. In einer Schrift, die er über die aufgelöſte zweite Kammer herausgab, zu einer Zeit, wo er ſchon in die Oppoſition gedrängt war, hat er das Geſtändniß abgelegt, daß er bis zum 18. März eine Conſtitution nicht als eine Nothwendigkeit für Preußen angeſehen habe und auch jetzt noch der Meinung ſei, daß man bei einer wahrhaft freien Geſetzgebung derſelben habe entbehren können. Wir geſtehen, daß wir zu ſehr von der Nothwendigkeit einer Selbſthätigkeit des Volkes überzeugt ſind, als daß wir ein Mißtrauen gegen den, der dieſe Anſicht ausſprach, ganz überwinden könnten. Wenn die Aeußerung des Herrn Simſon, daß er bereitwillig die Verfaſſung hingeben würde, ſobald ſich Preußens kräftige Stellung nach außen nicht damit vereinen ließe, und wenn ebenſo die Aeußerung des Rittmeiſters Schimmel, daß er unter gewiſſen

Umständen rufen würde: „Behaltet Eure Verfassung und laßt mir mein herrliches Kriegsheer!“ nur widerwärtige Phrasen sind, so hat Wenzel damit wohl die Meinung der meisten, auch der liberalen Juristen ausgesprochen, was sie, wie mir scheint, als Kammerkandidaten durchaus nicht empfehlen kann. Persönlich soll übrigens der alte krausköpfige Herr Wenzel ein höchst ehrenwerther Mann sein; auch hörten wir von Zeit zu Zeit seine Reden, ein Gemisch von gerichtlichen Pointen und gemüthlichen Kohl, recht gern an.

Es waren (abgesehen von Herrn Möcke, dem Redacteur der „schlesischen Zeitung“) noch drei andere Männer in der zweiten Kammer, die sich regelmäßig an der periodischen Presse betheiligten. Von ihnen möchte Friedrich Harkort, der Herausgeber der „Parlaments-Correspondenz“, den früheren Abgeordneten zum Parlament in der Richtung am nächsten gestanden haben. Indessen hatte es mit Harkort eine eigene Bewandniß: jener Harkort, der in der zweiten Kammer im linken Centrum saß, und zuweilen in sehr treffender Weise, aber mit hohler, dumpfer, unverständlicher Stimme von der Bühne herab gegen den Finanzminister Opposition brachte, schien ein ganz anderer zu sein, als der, welcher die „Parlaments-Corres-

pondenz“ schrieb. Die kleinen Harfortschen Artikel, welche aus denselben in die Zeitungen übergingen, verriethen Meisterschaft des Styls und die seltene Gabe populärer Darstellung. Dies galt besonders von den kleinen Erzählungen, welche die „Parlaments-Correspondenz“ früher mitzutheilen pflegte. Herr Harfort schien aber seine schriftstellerische Thätigkeit nur als ein Beruhigungs-Pulverchen für das Volk zu betrachten. Er predigte nichts als Mäßigung und Gehorsam. Er schien über die moralischen Eigenschaften, welche dem Volke bisher zu einer gesunden Entwicklung ermangeten, im Unklaren zu sein. Als Herr Harfort z. B. in einer seiner kleinen Erzählungen den Geist, der in der preussischen Armee wohne, feiern wollte, erzählte er folgende erbauliche Geschichte, welche er einleitete durch die Betrachtung, daß die Verlässlichkeit und der Werth der Armee auf der Anhänglichkeit der Soldaten an die Offiziere beruhe. Ein Offiziersbursche — so erzählte Herr Harfort — (d. h. ein gemeiner Soldat, der zufällig zugleich Bedienter eines Offiziers ist) wurde durch Verstand und unerwartete Glücksumstände später zu einem reichen Handelsherrn. Als solcher besucht er einst seinen ehemaligen Lieutenant und Dienstherrn, als dieser, der inzwischen zum

Hauptmann avancirt war, gerade ein Familienfest feierte. Der reiche Handelsmann sollte nun mit an der Tafel des Offiziers speisen, war aber dazu nicht zu bewegen, sondern ließ sich nicht abhalten, in lebhafter Erinnerung an die vergangenen Tage seinen ehemaligen Herrn Lieutenant und dessen Gäste bei Tische — zu bedienen. Siehst du, mein Leser, in der Geschichte etwas von dem „herrlichen Geiste der Armee“? Ich sehe nur den Geist des Bediententhums darin, und ich kann dir nicht verhehlen, daß mir oft, wenn ich dem Verfasser dieser merkwürdigen Geschichte, vor dessen Talent ich alle Achtung habe und von dessen Charakter mir gemeinschaftliche Freunde und Bekannte das Beste sagten, seinen Platz als Volksvertreter in der zweiten Kammer einnehmen sah, Börnes hartes und liebloses Wort einfiel: „Die Deutschen sind eine Nation von Stiefelwischern und Bedienten.“

Wir kommen zu Herrn Keller, dem frühern Redacteur der „Deutschen Reform“. Wie der Ruhreigen klang die Stimme dieses ehemaligen Hauptes der Züricher Radikalen in die Versammlung hinein. Daß man eine reichbegabte Natur vor sich hatte, glaubte man schon der äußeren Erscheinung dieses Mannes ansehen zu können. Das zufriedene rothbackige Gesicht

ist vorgebeugt, wie der Kopf eines Stieres, der behaglich in sich selbst zusammengezogene Körper bewegte sich auf der Gasse nur langsam fort, während das Auge Zeit hatte, Alles, was sich ihm Bemerkenswerthes darbot, mit einiger Muße zu mustern. Herr Keller war ohne Zweifel das, was man im engern Sinne des Wortes eine Natur nennt. Es ruht in seiner Brust offenbar ein Keim organischer Menschenentwicklung. Daß es einen Weg vernünftiger politischer Entwicklung gab vom sogenannten Republikanismus, d. h. von der Schwärmerei für die Republik, zum Constitutionalismus, hat in Deutschland die Erfahrung an trefflichen Männern bewiesen, die eben deshalb darauf verzichteten, ihre Ideale in ihrer ganzen Breite und Fülle zu verwirklichen, um zunächst Grund und Boden für ihr Handeln zu haben. Bedenklicher ist es schon und schmeckt nach Apostasie, wenn Jemand den Boden der Republik schon unter seinen Füßen hatte und das Hochland der Freiheit verließ, um anderswo sein Glück als Politiker zu versuchen. Doch wenn man auch zugeben wollte, daß dabei ein Trieb organischer Entwicklung zum Grunde liegen könnte, welcher den Bürger der Schweiz bewog, die mächtige Monarchie als das Feld seiner Thätigkeit aufzusuchen, so ist es

jedenfalls sehr traurig, daß er nicht direkt von der Republik zu der constitutionellen Monarchie gekommen ist, sondern daß Herrn Kellers organische Entwicklung erst den Umweg durch die absolute Monarchie vorzog. Denn als Herr Keller vor Jahren als Professor der Rechte in eine preussische Universitätsstadt kam, sprach schon die öffentliche Meinung es bestimmt aus, daß diese Professur für ihn nur eine Station auf der Reise in das Ministerium nach Berlin sein solle, und die Partei, welche er sogleich nahm, bestätigte dies auf eine auffallende Weise. Und so war denn auch für ihn keine Aussicht, in die Nationalversammlung oder das Parlament gewählt zu werden, und erst nachdem jene auseinander gejagt war, wurde das ehemalige Parteihaupt von Zürich, das seltsamer Weise seinen Sitz auf d'Esters Plaz nahm, in der Politik wieder möglich. Hielt Herr Keller vielleicht auch diesen Umweg für einen organischen Umweg?

Eine besondere Klasse von Abgeordneten bildeten auch die Militär-Personen. Es machte stets einen komischen Eindruck, wenn der Rittmeister Schimmel aus Münster ein neues Amendement stellte, von dem er wohl selbst zugestand, daß es befremden könne, dem aber in der That eine sehr richtige Beobachtung, be-

sonders aus dem Detail der Militärverhältnisse, zu Grunde lag. Noch komischer aber war es, wenn dann der General v. Meyher austrat und die Versammlung mit schallender Stimme beschwor, das Amendement vom Rittmeister Schimmel zu verwerfen, weil es den Staat an den Rand der Verderbens bringe. — Auch gehörte dahin der Abgeordnete des Teltower Rübenlandes, der Obrist von Griesheim, der bald in glanzvoller Uniform, als Vertreter des gewissenhaften Herrn von Strotha auf der Ministerbank, bald in Civil auf den Bänken der Abgeordneten saß. In nachlässiger bürgerlicher Kleidung sah man diesen Staatsmann unsere Conditoreien und Gasthäuser so fleißig wie ein Garde-Lieutenant besuchen.

Wir haben bisher die Abgeordneten, welche wir aus der Masse der Volksvertreter hervorheben wollten, nicht unmittelbar nach den Parteien gruppirt. Indessen ist nun doch noch ein kleiner Stamm von Reactionären zurückgeblieben, die am Schlusse zusammenstehen mögen, weil sie nicht ganz übergangen werden können. Es tritt uns zuerst, wie eine schlanke märkische Lanne, Graf Arnim-Bohnenburg entgegen, ein Mann, der Vieles einsieht und auf der Bühne viele Zugeständnisse macht, nur nicht das, daß

man aus seinen Reden die Consequenzen ziehen oder die Fehler der Vergangenheit in der Zukunft vermeiden solle.

Vom Abgeordneten von Bismark-Schönhausen aus Rheinfeld, den berühmten Journalistenfeind, kann man nicht sagen, daß er Einsicht in die politischen Verhältnisse besessen hätte. Wo das Reich des Junkerthums aufhörte, da schien auch sein Verstand aufzuhören. Hunderte von neuen Revolutionen würden diesen Mann nicht zu dem Zugeständnisse gebracht haben, daß an der großen Staatsmaschine auch nur die geringste Kleinigkeit etwa durch einen Kanzelisten versehen worden sei. Während seiner Reden, die er sehr rasch herausstieß, mußte er zuweilen selbst über die Consequenz lachen, mit der er Alles negirte, was über den Gesichtskreis des Junkerthums auch nur eine Spanne weit hinauslag, und man konnte seine Vorträge in der That nur als kleine Neckereien betrachten. Was bei Bismark Naivität war, wurde bei dem Landrath von Riekow, Herrn von Kleist-Regow, zu etwas unendlich Schlimmern. Auf eine unaussprechlich widerwärtige Weise hatte sich in seinem Wesen der Bureaukratismus mit dem Junkerthum vermischt. Herr

von Bodelschwingh, der Abgeordnete für Hagen, hätte gleich Arnim-Bohnenburg als ehemaliger Minister auch früher genannt werden können.

Herr Landfermann aus Koblenz, für Simmern gewählt, stellen wir in moralischer Hinsicht unter den Männern der Reaction am Höchsten. Seine Rede in der Kirchenfrage war von seinem Standpunkte aus vortrefflich. Es klang darin etwas wieder von der Sehnsucht nach der „Freiheit, die ich meine“, an der die zur pietistischen Reaction übergegangenen alten Burschenschafter noch kenntlich zu sein pflegen. Dieser Mann verstand unter dem organischen Staatsleben, das er verlangte, offenbar mehr als den großen Junkerstaat, den Staat mit seinen antiquirten Mißbräuchen; vor seiner Seele stand als Ideal ein Bürgerthum voll Tugend und Frömmigkeit, das sich eines bescheidenen, aber wohlthätigen Maßes von Freiheiten erfreute. Mit einem wie kleinen Stückchen Land auf dieser Erde hätten doch die Männer, welche einst die Freiheit bei den Sternen suchten, glücklich gemacht werden können! — — —

Ich schließe hier diese Charakteristik hervorragender Persönlichkeiten der zweiten Kammer und bedauere, den Leser nicht ebenso auch in das Oberhaus ein-

führen zu können, an dessen öfterem Besuche ich zufällig auch diesmal gehindert war.

Es soll übrigens — wie Waldeck auf seiner Pfingstreiße nach Dresden im Jahre 1849 zu bemerken Gelegenheit hatte — in solchen Häusern sehr langweilig sein.

---

**Berlin und Wien.**(Eine Parallele.)  

---

Seit dem Auseinandergehen der Kammern bietet Berlin in politischer Hinsicht einer Feder, die nicht gewohnt und befähigt ist, Enthüllungen zu schreiben und Schleier zu zerreißen, sondern die in der beschränkten Weise der Oeffentlichkeit dient, daß sie ihr nichts zu bieten hat als was ohnehin schon vor Aller Augen offen dalag, wenig Bemerkenswerthes mehr dar. Lassen wir also hier getrost die Politik sich in so undurchdringliche Geheimnisse hüllen, daß der Schatten dieser Geheimnisse bis auf das kleine Parlament fiel, das wir dieser Tage in dem Städtchen an der thüringischen Eisenbahn auseinandergehen sahen. Uns liegt ohne Zweifel noch vor dem Schlusse dieser Schrift, welche den Leser sprungweise von einer der beiden deutschen Hauptstädte zur andern führte, die Verpflichtung ob, wenigstens

einige Seiten aus dem Leben in denselben nebeneinanderzustellen, um so wenigstens einigermaßen anzudeuten, in welchem Verhältniß etwa der Charakter der Bewohner dieser beiden Städte zu einander steht.

Die meisten deutschen Städte, die überhaupt ein bestimmtes Verhältniß zu einander haben, stehen, wie die verschiedenen Landsmannschaften auf deutschen Universitäten, oder wie einst die verschiedenen Handwerks-gilden auf dem Standpunkte der gegenseitigen Neckeri. Das liegt theils schon in der Natur des Menschen, welche sich durch alles Fremdartige zum Lachen angeregt fühlt, noch mehr aber liegt es in der Natur des Deutschen, dieser gebornen Kantippe, die eine geschworne Feindin aller Einigkeit ist. Sind wir nicht selbst schon im Flügelkleide an schönen Sonntag-Nachmittagen mit über die braunschweigische Grenze gezogen und haben gesungen: „Braunschweiger muße nicht, der Preuße kommt und prügelt Dich,“ und hat nicht die braunschweigische Jugend — Freund Baumgarten, jetzt Redacteur der deutschen Reichszeitung, darunter — herzhast geantwortet: „Preuße muße nicht, der Braunschweiger kommt und prügelt Dich?“ Kein Schmelbein kann der Deutsche in der Schenke ohne Wehmuth betrachten, denn er sieht dadurch seine theure

deutsche Einheit auf die gefährlichste Weise bedroht. Dafür liegen sich aber auch nicht leicht zwei Gesellen in den Haaren, ohne daß sie hinterher ihre Versöhnung feiern, indem sie auf's Wohl der deutschen Einheit ihr „Gläschen leeren“, und so — hat Alles sein Gutes.

Verhöhnt der Leipziger den Dresdner, wenn er Sonntags auf der Eisenbahn zu ihm herüberkommt, warum sollten der Wiener und der Berliner nicht auch sich gegenseitig auslachen? Und sie lassen es auch in der That nicht an diesem gegenseitigen Humor fehlen, weder auf der Bühne noch im Leben. Wie lange spielte man in Berlin „die Wiener in Berlin,“ und noch neuerdings kennt man in Oesterreich ein Singspiel, „das Versprechen hinter'm Heerd,“ worin ein angehender Berliner Staatshämorrhoidarius, der in einem seltsamen Dialekt redet — er sagt z. B. „was jeschrüben ist, ist heulig!“ — für eine steirische Sennerin die Ausstattung bezahlt, nachdem man vielerlei Possen mit ihm getrieben hat.

Kommt der Norddeutsche in Wirklichkeit nach Wien, so sieht er sich hier vom Volke mit einer Treuherzigkeit, von den gebildeten Wienern aber mit jener geistreichen und wohlwollenden, ewig lächelnden Miene

empfangen, auf der der Zauber seiner Liebenswürdigkeit beruht, und man sieht ihn gewiß schon am nächsten Morgen, wenn der Tag graut, durch die krummen Gassen und ein halb Duzend mitten durch die Häuser hindurchführender „Durchgänge“ einem Café zuellen, um dort in der lebhaftesten Unterhaltung mit ihnen Kipfel mit Mokka zu frühstücken. Kommt nun dagegen der Wiener nach Berlin, so erschrickt er mit Recht über die höhnischen Physiognomien unsrer Eckensteher und über die verdrießlichen Mienen unserer Philosophen und Justizräthe. Seine Verstimmung gegen Berlin wird um so größer, als er schon von vorn herein mit der Ueberzeugung hergekommen ist, daß er an der Spree auf die volle behagliche Befriedigung seiner Bedürfnisse, an die er an der Donau gewöhnt wurde, werde verzichten müssen. Besonders die Wienerinnen sind in dieser Beziehung voll von unbefiegllicher Vorurtheile und lamentiren, wenn ihre Bildungsstufe es zuläßt, an öffentlichen Orten in Berlin oft, als wären sie in einer Bauernschenke, wo nichts zu haben ist als saures Bier. Gar manche derartige Scene ließe sich den „Wiemern in Berlin“ anhängen, z. B. folgende. In eine der bekanntesten Berliner Conditoreien tritt ein Wiener Ehepaar. Während der Mann nach der

Mugsburger Allgemeinen schreit, kostet seine Gehälft den Kaffee. Sie schüttelt dazu den Kopf, läßt sich eine andere Tasse bringen und macht dann, so oft sie diese an die Lippen setzt, noch immer ein saures Gesicht, wie Jemand der Schlehen von einer Dornenhecke verzehrt. Dann verlangt sie ein Glas Wasser, „aber kalt!“ fügt sie hinzu, als fürchtete sie, daß lauwarms Wasser aus den Berliner Brunnen geschöpft würde, und erhält mit ihren Befehlen, welche sie mit schallender Stimme durch drei Zimmer hindurchruft, während der Berliner gewohnt ist, mit fast jungferlicher Bescheidenheit zu fordern, fortwährend drei Kellner in Thätigkeit.

Wir lassen es natürlich getrost auf sich beruhen, wie weit in solchen Fällen das Selbstgefühl des Wiener, Berlin gegenüber, begründet ist. Dahingegen läßt sich über diesen Punkt reden, wo es sich um die Befriedigung höherer, geistiger Bedürfnisse in der Gesellschaft handelt. Und hier müssen wir — so seltsam es manchem Leser klingen mag — gestehen, daß der Wiener uns weit vorauf ist. Man bedenke z. B., daß in Berlin drei kurz nacheinander entstandene Lesecabinete zu Grunde gegangen sind, vergegenwärtige sich wie beschränkt selbst in der Räumlichkeit, mit Aus-

nahme der Zeitungshalle, diese eingerichtet waren und vergewärtigte sich dann auf einen Augenblick das in Wien seit Jahren bestehende überaus stattliche Institut des sogenannten juridisch-politischen Lese-Vereins\*), um sich von dem bedeutenden Unterschiede zu überzeugen, der zwischen solchen Instituten in Berlin und Wien stattfindet.

---

\*) Derselbe zeichnet sich durch eine gewisse solide, einigermaßen an die Großartigkeit der englischen Clubs erinnernde Einrichtung aus, wie man sie von einer Corporation erwarten konnte, welcher Metternich für gut fand das Privilegium zu ertheilen, so viel verbotene Bücher und Zeitungen zu lesen, als sie wollte. Ein bedeutender Fond muß dem Institute zu Gebote stehen, denn Klagen, wie man sie über das Museum in Leipzig und die Zeitungshalle in Berlin so häufig hörte, hat man hier noch nie vernommen. Während namentlich die Ausgaben des Leipziger Museums gewiß zum großen Theil durch die Einnahme von Tageskarten der Durchreisenden und den Wochenkarten der Messfremden bestritten werden, werden hier nur Monats- und Jahreskarten ausgegeben und wer nicht mindestens auf vier Wochen in Wien sich häuslich niederzulassen gedenkt, kann nicht Mitglied des juridisch-politischen Vereines werden. Dagegen zeigt man sich gegen Fremde sehr gastlich und läßt sie auf Wochen und Monate von Mitgliedern einführen. Für diese ist freilich die Leipziger Einrichtung bequemer, nach der auch ein in Leipzig ganz Unbekannter auf so kurze Zeit als es ihm beliebt, für sein Geld wirkliches Mitglied des Institutes werden kann,

Der lebhafteste Antheil, den man in Wien an den Weltereignissen nimmt und von dem dies Institut ein

nicht zu gedenken der gastlichen Einrichtung in dem kleinen Weimar, wo jeder Reisende, so lange er sich in der Stadt befindet, gleichsam von selbst Mitglied des dortigen Zeitungs- museums ist, in dem er, ohne zu zahlen und ohne Jemand ein gutes Wort zu geben schon durch das Eintragen seines Namens in das ausliegende Fremdenbuch das Eintrittsrecht erwirbt. Doch wir gedachten den Leser in die Wiener Leseanstalt einzuführen, von deren solider Einrichtung wir bereits ein Vorgefühl empfinden, wenn wir durch das geheizte Garderobezimmer schreiten, das zugleich als Vorsaal dient, und wo sogleich mehrere Bedienten von ihren Sigen aufspringen, um uns Hut und Mantel abzunehmen. Wir treten in den ersten Lesesaal. Dort lodert den ganzen Tag über, von tüchtigen Holzknorren unterhalten, ein prächtiges Feuer in dem offenen Kaminofen. Zur Linken dieses Haupt- saales befinden sich vier geräumige Lesezimmer, von denen namentlich die letzten beiden so still und ruhig sind, daß man hier den ganzen Tag über Gelehrte in dem vorhandenen Büchervorrathe des Vereins ihre Studien machen sieht. Rechts vom Hauptzimmer befindet sich eine Reihe von Zimmern, die mehr zu gesellschaftlichen Zwecken dienen, und von denen eines ein vortreffliches Billard enthält. Aus diesen Zimmern hörte man sonst fortwährend politische Debatten schallen, während der Zeit des Belagerungszustandes hat dies freilich aufgehört. Nur wenn Abends die Wiener Zeitung ankommt, dann rollen eiligst die Anwesenden, in der Regel zum großen Theil alte Bureaubeamte, denen man es

glänzendes Zeugniß ablegt, verdient besonders hervorgehoben zu werden. Man könnte sagen, in jedem gebildeten Oesterreicher steckt ein Diplomat.

Die Donau allein schon und gar mancher der österreichischen Politik günstige Umstand lenkt seinen Blick weit in die Ferne hinaus. Es liegt etwas Großartiges darin, wie er unausgesetzt mit dem lebhaftesten Interesse die gesammten Weltbegebenheiten verfolgt. Wir in der sandigen Mark können uns darin nicht mit ihm messen, die Wossische Zeitung trägt unsern Blick kaum über unsere Fichtenwälder hinaus, während ihn jene Augsburgerin in allen Ländern Europas, wo irgend nur ein flüchtiger deutscher Demagoge, ein Philhellene, ein Alterthumsforscher oder Kunstfreund umherirrt, oder ein rüstig abenteuernder Enkel Hermanns nach Gold sucht, so bekannt macht wie in seinem eignen Hause. Da ist kein Winkel im Kaukasus, den er nicht schon durchstöbert hat, kein Gebirge auf der Welt, das seine Gedanken nicht schon überstiegen.

Dazu kommt, daß die Kenntniß der neueren Spra-

---

nicht ansieht, daß sie unter Metternich als Liberale gefürchtet wurden, in den grünausgeschlagenen, gepolsterten Lehnsühlen herbei und gruppiren sich um den runden Tisch des Hauptzimmers, um das officiële Organ vorlesen zu hören.

chen in Wien weit allgemeiner ist als in Berlin. Jeder Kellner spricht in Wien gewiß seine drei bis vier Sprachen, nämlich französisch und italienisch und außerdem noch ungarisch oder einen der österreichisch-slavischen Dialecte. Nun rechne man nach Verhältniß, wie viel Sprachkenntnisse unter diesen Umständen auf die gebildete Bevölkerung kommen, man ziehe dann ab, was davon zum alltäglichen Bedarf in einer Stadt, wo die Barbieri durchgehends Kroaten und Slovaken sind, wo in jeglichem Stande mancher Ungar sich findet und Italiener in jedem Hause aus und eingehen, verbraucht wird, um das an sich der Cultur keineswegs günstige österreichische Sprachenbabel zu entwirren: so wird immer ein Ueberschuß bleiben, der der politischen Bildung zu Gute kommen muß, indem er auf die Lectüre fremder, namentlich italienischer und französischer, auch englischer Zeitungen, hinter denen die der deutschen noch immer in den Hintergrund tritt, verwendet wird.

Auch das ist in Berlin anders. Der Pommer und der Sächse, der Ostpreuße und der Rheinländer, wenn sie sich in Berlin treffen, unterhalten sich zusammen, wie wenn sie als Nachbarkinder aufgewachsen wären, der Unterschied zwischen ihren Dialecten wird dabei kaum bemerkt; der polnische Rekrut, der in der Kaserne

nur gebrochen deutsch redet, wird in der Kaserne von seinen Kameraden wie ein Meerwunder angestaunt. Auch kein Welthandel tritt mit den ihm eigenthümlichen Anforderungen, wie er sie in andern dem Herzen Deutschlands noch näher gelegenen Städten, z. B. in Leipzig aufstellen kann, an die Berliner Gesellschaft heran. An keines gewaltigen Stromes Brust hat Berlin seine Größe eingesogen, sondern nur an der Brust der preussisch-brandenburgischen Geschichte. Diese Geschichte hat Preußen nicht aufgeschwemmt und nicht aufgedunsen, und seine Kraft ist noch immer mehr eine intensive. Kein Wunder daher, wenn auch der Charakter der sogenannten allgemeinen Bildung hier diesem Umstande entspricht, sie ist in dem protestantischen Berlin eine wesentlich philosophisch-historische, wie man sie in Wien nicht von ferne kennt. Diese Art der Bildung führt den Geist zur Einkehr in sich selbst und macht ihn in allen Stücken zur Selbstbeschränkung geneigt.

Und diesem Umstande entspricht wesentlich der Charakter der preussischen Politik. Während die „Gutgesinnten“ in Oesterreich womöglich die ganze Welt beherrschen möchten und kaum zweifeln, daß Gott seine schöne grüne Erde nur für das alte Haus Habsburg

an der Donau erschaffen hat, konnte unsern Stockpreußen selbst der Gedanke an jenes Klein-Deutschland nur mühsam abgerungen werden. Seltsam! Man sollte unsern Hofrätthen die Lectüre des Nohd zum Frühstück verordnen, damit sie sehen, wie dort selbst die Presse so kühn mit Länder- und Völkermassen, Strömen und Meeren wirthschaftet, und wie sie über das bescheidene Klein-Deutschland, diesen kühnsten der preußischen Gedanken höhrend ganz im Tone jenes Epigramms spricht, das man im vorigen Jahrhundert auf den Garten zu Wörlitz im Dessauischen machte und das also lautet:

Es wird ein Jeder freundlich gebeten,  
 Die Berge nicht entzwei zu treten;  
 Auch lasse man nicht die Hunde laufen,  
 Damit sie nicht die Seen auslaufen;  
 So unverschämt wird endlich Niemand sein,  
 Und stecken gar die Felsen ein.

Es ist freilich nicht zu verwundern, daß derjenige, welcher frischweg, ohne sich viel zu besinnen, Bündnisse mit den Russen abschließt und mit dem Kosacken an grünen Tische um Völker und Länder spielt, solchen Spott leicht bei der Hand hat. Aber selbst die liberale Presse in Oesterreich scheint, wenn sie von unserm Kleindeutschland redet, meist der Ansicht, daß zu einer

gehörigen Staatenbildung eine bestimmte Summe von Meeren, Seen und Alpen gehören. Unfre Seen sind ihr nicht dunkelblau genug, ihre Farbe hat zu wenig Aehnlichkeit mit dem griechischen Weine, unfre Berge sollten um so und so viel Fuß höher sein, auch fehlt auf ihren Scheiteln eine Hand voll Schnee u. s. w.

In dieser Weise Norddeutschland zu bemäkeln, muß freilich unsern süddeutschen Brüdern sehr leicht sein. Wer selbst sich schon in Wien unbefangen theilnehmend an den großartigen Hülfquellen erfreut hat, welche für den Oesterreicher in allen Beziehungen aus der Natur seines Landes und der Lage seiner Hauptstadt erwachsen, der kann ruhig erwiedern: ihr vergeßt im Stolz auf eure Donau was Luther, was Friedrich der Große, was Kant für uns gethan hat. Indessen, da man doch auch vom Uebermuth lernen kann, so sei es mir vergönnt, den Leser freimüthig auf das aufmerksam zu machen, was mir Wahres dabei zu Grunde zu liegen scheint.

Man kann, wie das „gewalt'ge Oesterreich“ zeigt, sich im Innern eines „gewaltigen“ Reiches oft recht jämmerlich behelfen mit Ausnahmezuständen, die längst zur Regel geworden sind, mit scheinbarer Pressfreiheit, ja sogar, wie das frühere Oesterreich zeigte,

mit wirklichen schlechten Gesezen und ohne den Schein von Preßfreiheit: man ist doch immer, wenn auch nicht mehr und nicht weniger, ein Coloss, und das hat seine Vortheile. Einem Goliath ist es leicht nach Außen hin etwas zu bedeuten. So ist denn auch die auswärtige Politik von jeher die Stärke der österreichischen Staatsmänner gewesen, während sie die Schwäche der preussischen Staatsmänner war. Man betrachte das Thun und Lassen des jezigen preussischen Ministeriums, man wird es meist kleinlich und spießbürgerlich finden, die bescheidene bureaukratische Feder steckt ihm immer hinter dem Ohre. Selbst die Schwarzenbergische Politik ist großartiger, kühner, schwungvoller und hat dafür gesorgt, daß sie auch so — nicht zu unserm Vortheile — bisher in Berlin vertreten wurde.

Preußen hat daher auch bereits erfahren, was es heißt dem Spruche: die kühnste Politik ist die beste — in's Angesicht schlagen. Nicht jeder Wiedermann, der auf einem mageren Pferde über Land reitet, kommt wie der Wiedermann im Kinderfreund richtig zum Ziele, nicht einmal feurige Kohlen auf's Haupt der Gegner zu sammeln — in der Politik an sich schon eine sehr überflüssige Beschäftigung — gelingt immer bei so hartgefottenen diplomatischen Sündern wie diejenigen,

die vielleicht an der Donau bei erster Gelegenheit wieder für's große mitteleuropäische Reich schwärmen — und man kann im Innern erst viel reguliren, administriren und octroyiren, ehe man eine von der Hand gewiesene Kaiserkrone wieder einbringt.

Offenbar käme es nur auf unsere Diplomaten an, Preußen schon in nächster Zukunft eine ehrfurchtgebietendere Stellung nach außen zu sichern. Zu verkennen ist dabei freilich nicht, daß es sich in der Stellung einer wahren Großmacht nur dauernd befestigen kann durch gesundes Wachsthum von innen. Die einfachen Verhältnisse in einem großen Staatsganzen, welche die Durchführung tüchtiger Reformen möglich machen, sind der größte Segen, den die preußische Geschichte auf uns vererbt hat. Das Gebiet der Reformen, d. h. der wirklich auszuführenden Reformen, ist dasjenige, wo Oesterreich nicht mit uns wetteifern kann. Selbst mit unjerer Minoritätskammer kommen wir am Ende weiter als Oesterreich mit seinem auf Eulenspißingsten ausgeschriebenene Reichstage. Mögen unsere Staatsmänner also in keinem Falle versäumen, Oesterreich auf dem Boden der Freiheit und Menschenrechte zu überwinden.

---

In demselben Verlage ist kürzlich erschienen:

## **Aus Ungarn.**

Von

**Max Schlesinger.**

33 Bogen. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

---

Früher erschien daselbst:

## **Choiseul u n d   f e i n e   B e i t.**

Von

**Kurd von Schlözer.**

10 Bogen. 8. geh. 22½ Sgr.

---

**Rußlands**  
älteste Beziehungen zu  
**Skandinavien und Constantinopel.**

Von  
**Dr. Kurd von Schlözer.**

4 Bogen. 8. geh. 10 Sgr.

---

**Heinrich von Kleist's**  
**Leben und Briefe.**

Mit einem Anhange  
herausgegeben  
von  
**Eduard von Bülow.**

Mit Kleist's Bildniß.

19 Bogen. 8. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

---